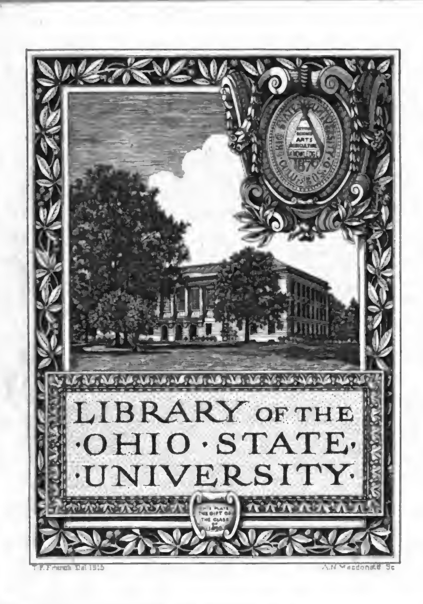
DEUTSCHE VOLKSKUNDE IM ZEITALTER DES HUMANISMUS UND DER...

Erich Schmidt





LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·



Eph. hist.

HISTORISCHE STUDIEN

VERÖFFENTLICHT

VON

E. EBERING
DR. PHIL.

HEFT XLVII.

DEUTSCHE VOLKSKUNDE IM ZEITALTER DES HUMANISMUS UND DER REFORMATION. VON ERICH SCHMIDT.

BERLIN 1904.

Deutsche Volkskunde
im Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Von

Erich Schmidt.

Berlin 1904.
Verlag von E. Ebering.

Hermann Oncken

zugeeignet.

Inhaltsübersicht.

Zweites Kapitel.

Erhebung der Volkskunde zur systematischen Forschung durch den Humanismus.

Einleitung.

Wer von Volkskunde zu sprechen unternimmt, ist genötigt, eine Bestimmung dessen, was er unter diesem Worte versteht, vorauszuschicken; denn diese ganze Gruppe von Wissenschaften, die wie auch Anthropologie und Völkerkunde den Menschen mehr in der Art der Naturwissenschaften behandeln, ist noch zu jung, als dass für ihr Gebiet schon eine endgültige Nomenklatur geschaffen wäre. Doch fehlt es für die Volkskunde mehr an einer genügenden Formel, als an Einigkeit über den Inhalt. Wenn man die verschiedenen Züge und Merkmale der bisherigen vielfachen Aufstellungen mit einander verbindet,[1] kann man wohl ohne Bedenken so formulieren: der Volkskunde gilt es, das innerste Wesen eines Volkes zu erkennen, wie es in seinen ursprünglichen, regelmässigen Lebensäusserungen zu Tage tritt: in Wohnungsbau, Tracht, Nahrung, Sprache und Poesie, Lebens- und Weltanschauung (mit Sage und Aberglaube), in Recht, Sitte, Geselligkeitsformen, Vergnügungen und Festgebräuchen, vornehmlich des gemeinen Mannes. Und wenn man dann noch die Volkskunde beschränkt auf die Erforschung des eigenen Volkes, so ist ihre Unterscheidung von der Völkerkunde um so deutlicher, von der sie sich vor allem

1. Es wurden hier besonders herangezogen: a) G. Meyer, Essays und Studien, 1885 I S. 145; b) K. Weinhold, „Zur Einleitung“ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I 1891 S. 1—10; c) E. Mogk in: Neue Jahr-Bücher für das klassische Altertum II 1899 Bd III u. IV Heft 1 S. 63—67 d) Hoffmann—Krayer: Die Volkskunde als Wissenschaft 1902; e) K Reuschel: Volkskundliche Streifzüge. 1903 Nr. 1.

durch die zeitliche Abgrenzung ihres Gebietes abhebt. Denn die Völkerkunde hört auf, wo die Volkskunde — als Altertumskunde — beginnt: im gleichen Stadium der Entwickelung eines Volkes, da dessen politische und Kulturgeschichte einsetzt. Neben diesen Schwesterdisziplinen und zu ihrer Ergänzung sucht dann die wissenschaftliche Volkskunde durch zeitliche und räumliche Vergleichung dem Ideal einer immer einheitlicheren Anschauung der Entwickelung eines Volkes näher zu kommen.

In solcher Gestalt findet die Volkskunde dieser Tage eine ständig vermehrte Pflege. Fast jeder deutsche Landesteil sucht durch die Arbeit eines Vereins und seiner Fachzeitschrift mit Sammlung von Stoffeinzelheiten der Gesamtforschung zu dienen; und der Bemeisterung des ins Unübersehbare anschwellenden Materials sind wissenschaftliche Organe und zahlreiche Darstellungen gewidmet.

Es ist natürlich, dass man auch schon bald begonnen hat, sich um die Geschichte der so rasch emporgeblühten Disziplin zu bemühen. Alle dahinzielenden Betrachtungen[2] sind in Einklang mit einander darüber, dass der eigentliche Beginn des wissenschaftlichen Betriebes der Volkskunde, speziell der deutschen Volkskunde, zu erblicken sei in den Arbeiten der Brüder Grimm um Erschliessung des Verständnisses der Volksseele aus Sagen, Märchen und Rechtsanschauungen. Die Zeit der Romantik also mit ihrem lebhaften historischen Sinn und ihrer begeisterten Vaterlandsliebe hat sie zur Ausbildung gebracht. Ueber die Vorgeschichte der Volkskunde aber bestehen vor allem zweierlei verschiedene Ansichten. In dem einen Falle wird von einer Volkskunde der Griechen und Römer gesprochen, Herodot der

2. Als die erste gilt W. H. Riehls Aufsatz „die Volkskunde als Wissenschaft“ in seinen „Kulturstudien zu drei Jahrhunderten.“ 1903 in 6. Aufl. (Vortrag von 1858) S. 225—251.

Vater der Volkskunde genannt.[3] In dem anderen Falle wird für die gesamten früheren Jahrhunderte nur der kleine Satz übrig gelassen: „. . . Nicht als ob sich tastende Versuche, die volkstümlichen Ueberlieferungen aufzuzeichnen und zu würdigen, nie vorher gezeigt hätten . . .“[4]

Die erste Auffassung verliert sofort jedes Recht, wenn man sich der eingangs gegebenen Begriffsbestimmung anschliesst.[5] Bei den vielfachen Berührungen, die im Altertum die Kulturvölker des Mittelmeeres mit ihren Nachbarn nah und fern hatten, bildete sich naturgemäss ein Wissen um die Eigenheiten und daraus fliessenden Bedeutungen der fremden Völker heraus: als Bedürfnis des Verkehrs, als Mittel zur Ausbeutung, als Nahrung der Fantasie und der allgemeinen Wissbegierde. Herodot und Strabo sind als hervorragende Schilderer von Land und Leuten zu nennen, und vor ihnen Tacitus mit seiner klassischen völkerkundlichen Monographie „Germania“. Doch um das eigene Volk haben sich diese antiken Autoren nicht so gekümmert. Wenn Aristoteles auch da, wo er einmal die induktive Methode bei seiner Untersuchung anwendet,[6] ausführlich über die Lebensformen des Volkes seiner Zeit und seiner Stadt handelt, vom Familienleben, von der natürlichen Erwerbskunst: Viehzucht, Jagd, Krieg und Ackerbau, von der Bereicherungskunst: Tauschhandel, Geldverkehr, See-, Land- und Krämerhandel, so abstrahiert er doch dabei völlig vom konkreten Einzelleben. Seine Schilderung, die freilich nicht Selbstzweck ist, verharrt bei den allgemeinsten Zügen und gibt nur indirekt ein Bild; sie würde zugleich für manche andere Stadt ebenso gut

---

3. R. M. Meyer „die Anfänge der deutschen Volkskunde“ Zeitschrift für Kulturgeschichte 4. Folge, Jahrg. II 1895 S. 135—65; W. H. Riehl a. a. O. ist derselben Meinung; er unterscheidet dabei noch nicht zwischen Völkerkunde, Volkskunde und Kulturgeschichte.

4. K. Reuschel „Volkskundl. Streifzüge“ 1903 Nr. 1 S. 17.

5. In dem Meyerschen Aufsatz wird Gegenstand und Wissenschaftsbetrieb mit einander verwechselt.

6. Politik, Buch I (ed. Kirchmann) Kap III, VIII, IX, XI.

wie für Athen passen. Und später malt beispielsweise Ammianus Marcellinus[7] die Aristokratie und den Pöbel von Rom; doch trägt er alle grellen Lichter nur in der Darstellung des vornehmen Lebens auf, zeigt den Patron im Hause, im Bade, auf Reisen durch die Campagna, beim Mahle, er charakterisiert sein Gefolge, seine Lektüre, seine Liebhabereien in Musik und Theater; die niedrigeren Schichten aber werden nur in einer allgemeinen Schattenmasse vorgeführt. Viele seiner Züge sind denen der älteren Satiriker ähnlich, und das Ganze ist bestimmt und durchglüht von der ethisch-politischen Tendenz des Verfassers. — Wie viele Volks- und völkerkundliche Einzelheiten so auch zusammen kommen mochten, alle solche Kenntnis blieb ohne ein morphologisches und erst recht ohne ätiologisches System; nicht so sehr weil die Alten dazu unfähig gewesen wären, sondern weil das Objekt, das alltägliche Leben der Menschenmasse an sich dem antiken Forscher der liebevollen Beschäftigung nicht wert erschien, besonders nicht das der eigenen Volksgenossen.

Auch von einer „nationalen Volkskunde" der Germanen zu sprechen[8] hat wenig Sinn, wenn man damit die naiven, volkstümlichen Charakteristiken in Spruch und Name während der frühesten Zeit und Aehnliches meint. Zum ersten Male vielmehr kann man diesen Ausdruck mit einigem Rechte gebrauchen für die Bestrebungen, die durch Karl den Grossen hervorgerufen als eine erste deutsche Romantik gleichsam sich darstellen. Allein dieser Antrieb war doch nur von sehr kurzer Dauer und für die Folgezeit ohne jeden Einfluss.

Mit dieser alleinigen Ausnahme aber brachte auch das Mittelalter trotz des Christentums noch keinen Fortschritt zur Volkskunde. Die Bereicherung des völkerkundlichen Stoffes durch die Kreuzzüge und die Reisen der Araber, Pilger

---

7. Geschichte des röm. Staates XIV. VI. 4 etc. und XXVIII. IV. 6. etc. Vergl. Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter I³ S. 129 ff.

8. Wie R. M. Meyer a. a. O. S. 152—155 es tut.

und Kaufleute blieb für die Scholastik unfruchtbar. Die wissenschaftliche Produktion der historischen und naturbeschreibenden Darsteller bewegte sich durchaus in den Bahnen ihrer klassischen Vorbilder. Adam von Bremen als seltene Ausnahme hielt es auch für wert,[9] neben seiner Bistumsgeschichte das aufzuzeichnen, was er aus dem Munde des Königs Sven Estritson und der Kaufleute, Seefahrer, Missionare über die Lebensweise und Eigentümlichkeiten der fremden Völkerschaften erfahren konnte, und was er doch in seinen Büchern — Aristoteles, Orosius, Solinus, Plinius etc. — nicht vorfand. Der allgemeine Schematismus des Mittelalters verhinderte hier wie überall jeden Fortschritt.

Erst die Wiederbelebung des klassischen Altertums liess dann mit der neuen Liebe zur Welt neue Wissenschaften geboren werden: wie sich der Horizont nach allen Richtungen hin erweiterte, so ward der Blick auch mit grösserer Schärfe auf das Nahe und Kleine gerichtet. Denn in den Jahrhunderten der logischen Exerzitien waren die Fähigkeiten herangebildet worden, die nun, da die Freude am Leben und an der Welt hinzukam, bald in exakter Forschung, genauer Beobachtung und Kritik, genialer Kombination über die Ergebnisse des Altertums unendlich weit hinausführten.

Und so ist denn auch für diese Zeit ein „Aufschwung der deutschen Volkskunde“ zu konstatieren gewesen.[10] Er zeigt sich in den Beobachtungen eines Poggio und Enea Silvio, in Luthers Achten auf die deutsche Sprache, in Agricolas Erzählung von auffallenden Haartrachten, in Fischarts

---

9. W. H. Riehl a. a. O. sieht den Grund der allgemein geringen Schätzung der Völker- und Volkskunde in der Enge des auserwählten Kreises, für den die mittelalterlichen Chronisten ihre Aufzeichnungen berechneten.

10. R. M. Meyer a. a. O. S. 160 f., woraus der folgende Passus referiert. W. H. Riehl freilich findet a. a. O. S. 233 nur, dass „Zur Renaissancezeit wenigstens mit Hilfe der Satire das Leben der Nation beleuchtet worden war.“

vielen volkstümlichen Einzelheiten, in Musculus Hosenteufels Predigten und zeigt sogar einen Beginn ernsthaft wissenschaftlicher Beschreibung von Land und Leuten in Sebastian Francks Weltbuch. Und von dieser Zeit an erlischt nie mehr das Interesse an diesen Dingen völlig, ja das Ende des XVI. Jahrhunderts sieht bereits in Montaigne den Propheten der vergleichenden Volkskunde!

Muss bei solchem Tatbestande nicht vielleicht die zweite der oben verzeichneten Ansichten über die Vorgeschichte der deutschen Volkskunde als übereilt angesprochen werden? Wenn überhaupt vor dem XIX. Jahrhundert, so scheint es, dann müssen in dieser Epoche die Keime der neuen Wissenschaft liegen. Dass man eine echte Volkskunde in der Welt des Humanismus zu suchen eigentlich berechtigt ist, darauf führt ja auch schon die offenbare Verwandtschaft, welche die Wende des XV. Jahrhunderts mit der Epoche erkennen lässt, die uns die grosse deutsche Romantik und die Geburt der heutigen Volkskunde gebracht hat.

Die wichtigsten Bedingungen zu solchem Ergebnis waren auch damals vorhanden: eben begann die neue Epoche der objektiven Wissenschaft. Eine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen dem Scholastizismus und dem Humanismus ist wohl unmöglich. Genau wie die Reformierten nach dem Bruch mit der alten Kirche noch lange keine neuen Menschen waren, die nichts behalten hätten von den Geistesfesseln ihrer Jugend, so waren auch die Humanisten nur befreite Scholastiker, die mehr oder weniger noch zu tief in der Tradition steckten, um gleich völlig frei zu sein. An Stelle der zu Ende gehenden Alleingeltung des Aristoteles und der Bibel für alle Wissenschaften schufen sich die Humanisten zunächst nur einen neuen, erweiterten, aber auch ziemlich blinden Autoritätsglauben. Bis weit ins XVI. Jahrhundert hinein galt bestimmend für die Wissenschaft der Grundsatz, der auch das Zeitalter der Scholastik beherrscht hatte, dass alles gelehrte Wissen aus den klassischen Schriftwerken unter Vor-

aussetzung richtiger Interpretation zu schöpfen sei, dass der Einzelne mit seiner Forschung nur ausbauen könne, was im Grunde schon angelegt war. Aber es vollzog sich eine allmähliche Befreiung, und zwar in erster Linie an der Hand der Gewinne an Naturerkenntnis. Man musste immer mehr neue Tatsachen anerkennen, deren Wahrheit offenkundig war, und es gelang nicht mehr, sie aus den guten alten Quellen zu begründen und zu bezeugen. Der Naturwissenschaft, besonders der Geographie, trat in dem Befreiungswerk zur Seite die kritische Geschichtsbetrachtung: in ihr betätigte sich die zweite grosse wissenschaftliche Tendenz der Zeit.

Die Einheit der neuen Epoche ist gefunden worden in dem Erwachen eigenen Lebens bei den Nationen und den Individuen. An dem Stolz auf die nationale Vergangenheit und das Erbe der Väter und an der Liebe zur so mit erhöhter Bedeutung begabten Heimat erhob sich der Stolz und das Selbstbewusstsein der Einzelnen, ihr Ehrgeiz und Drang zur Betätigung im allgemeinen Betriebe des Lebens. Die Italiener waren darin vorangegangen; und es ihnen gleichzutun an Beherrschung der verschiedenen Kulturelemente: Sprache, Kenntnis der Alten, Lebensführung, aber auch an Reichtum und Macht einer eigenen Tradition, war das wichtigste Ziel des deutschen Bildungsstrebens, bis sich der nationale Genius seine eigenen höheren Werte setzte. Es ist ersichtlich, dass dies vorher — seit dem Untergange der alten Welt — fast niemals vorkommende Bewusstsein vom besonderen Werte des eigenen Volkstums die bedeutendsten Antriebe geben konnte zu den vielen neuartigen Untersuchungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, die im Humanismus die Wiedergeburt der Naturwissenschaften, besonders der geographischen,[11] finden lassen. Zudem erlebte der immer schon starke Wandertrieb der Deutschen im Zeitalter der Ent-

11. S. Günther: „Der Humanismus in seinem Einfluss auf die Entwicklung der Erdkunde", Verhandlungen des 7. internationalen Geographenkongresses Teil II 1901 S. 819—844; auch Geogr. Zeitschrift VI. 1900.

deckungen einen neuen Aufschwung;[12] während den Romanen der Westen und Süden für ihre Taten anheimfiel, begannen die Germanen, den Norden und Osten für die Wissenschaft zu erobern, wobei auch der grösste Teil des deutschen Reiches in Betracht kam;[13] viele, die in der Ferne gewesen, lernten daraus, verständnisvoller ihre Heimat zu beobachten.

Und noch ein anderes Moment kam hinzu, gleichfalls geeignet, eine Volkskunde zu befördern. Wohl hatte das Christentum von Anfang an den unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele gepredigt, aber die Gelehrten des Abendlandes waren ein geschlossener, vornehmer Stand, durch den Gebrauch der lateinischen Sprache weit vom gemeinen Volke und seinem kleinen Leben geschieden: die mittelalterliche Kultur war der Hervorbringung einer Volkskunde nicht günstig gewesen, wie im Lehnsstaate der Hörige, der Arme keine Rolle spielte. Durch Mystik und Reformation aber wurde bei der Erneuerung der christlichen Religion voller Ernst gemacht mit der Gleichheit aller Christenmenschen. Und nach Erfindung des Buchdrucks nahmen immer weitere Kreise an dem Bildungsleben und dem Wissenschaftsbetriebe teil; auch das niedere Volk. Es war die Zeit, da Thomas Morus seinen Idealstaat auf Gleichheit und Brüderlichkeit, auf Ackerbauer und Handwerker begründete.

So waren die formalen und materialen Vorbedingungen zur Ausbildung einer deutschen Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation wohl vorhanden. Ihren

---

Ebenso: Gallois: Les géographes allemands de le renaissance. 1890. Kap. XI.

12. V. Hantzsch: die deutschen Geographen der Renaissance. Geogr. Zeitschr. Bd III 1897.

13. Einziges Beispiel für den Stand damaliger Heimatkunde sei die Tatsache, dass noch nach der „Germaniae descriptio“ Sebastian Münsters von 1530 die Spree als selbstständiger Strom in die Ostsee mündet. Russland wurde recht eigentlich erst entdeckt durch den Baron von Herberstein: Rerum Moscoviticarum commentarii. Vienna 1559.

Spuren, ihrer Entwicklung dort gelten die folgenden Untersuchungen. Denn in dem Zusammenwirken der verschiedenen damals die Produktion der deutschen Gelehrten beherrschenden Tendenzen: der Freude am Wandern und am Schauen fremder Völker und Länder, der Liebe zur engen Heimat und zum grossen Vaterlande, der pietätvollen Pflege der Vergangenheit und des allgemein mächtigen historischen Sinnes, des Strebens nach Veredelung, des Lehrtriebs und des Bemühens, die Werke der Alten fortzusetzen und zu ergänzen, schliesslich des demokratischen Zuges der Zeit — im Zusammenwirken aller dieser Kräfte ist allerdings eine nationale Volkskunde entstanden. Dabei kann aber völlig abgesehen werden von jenen zufälligen, zu rhetorischen oder poetischen Zwecken herangezogenen volkstümlichen und volkskundlichen Materialien, die in der Literatur jener Epoche — charakteristisch für die Richtung des allgemeinen Geschmacks und Interesses — einen so grossen Raum einnehmen, wie z. B. die Sprichwörtersammlungen, Facetien und ähnliches, wie natürlich auch von allem Derartigen, das vereinzelt in Briefen und als Beiwerk zu ganz anderen Arbeiten auftritt. Sondern nachdem — vornehmlich durch Konrad Celtes — die italienische Kunst zu Sehen in der gelehrten Welt Deutschlands heimisch geworden, entwickelt sich aus dem Betriebe der Geographie, der Geschichte, der Völkerkunde eine echt wissenschaftliche deutsche Volkskunde, die in Johannes Bohemus ihren ersten Vertreter systematischer Stoffsammlung findet und in den Weltbüchern Francks und Münsters für zweiundeinhalb Jahrhunderte festgelegt ist.

Während dieser ganzen Zeit fand dann freilich kein wesentlicher Fortschritt darin statt, und die moderne Entwickelung knüpfte nicht an die humanistischen Anfänge an, sondern ging von anderen Wissenschaften aus: nur so konnte es kommen, dass jene zwar folgenlosen aber tüchtigen Leistungen bisher so wenig beachtet worden sind.

Erstes Kapitel.

Vorbereitung einer Volkskunde durch den Frühhumanismus.

§ 1.

Wie das scholastische Mittelalter im allgemeinen für die Naturwissenschaften unfruchtbar gewesen war, so hatte es auch im besonderen das geographische Weltbild, das aus dem Altertum überliefert worden, ohne wesentliche Erweiterung gelassen. Den entscheidenden Anstoss gab auch hier wie überall die Wiedererweckung des klassischen Altertums. Im Jahre 1410 wurde zum erstenmale in Italien die „Geographie“ des Ptolemaeus ins Lateinische übertragen und von da an den Gelehrten des Abendlandes erst in vollem Umfange zugänglich. Weit über ein Jahrhundert lang schloss sich alle geographische Arbeit an ihn und die anderen Kompendien des Altertums, Pomponius Mela, Plinius etc. an, fast jeder der bedeutenden Humanisten hat durch Editionen und Kommentarien sich betätigt, bis dann endlich als der Letzte auch Strabo 1523 seine lateinische Ausgabe erfuhr, und bis alle alten Autoren durch die modernen Kosmographien Francks und Münsters ersetzt wurden. Viel früher freilich war schon die Unzulänglichkeit der Alten erkannt, aber um ein Besseres an ihre Stelle setzen zu können, war die junge Wissenschaft lange noch nicht reif genug.

Der Erste, der aus eigener Kraft in der neuen Zeit eine neue Erdbeschreibung zu schaffen unternahm, war Aeneas Silvius.[1] Doch hat er nur die beiden Teile vollendet,

---

1. Darüber: Alfred Berg: Enea Silvio de' Piccolomini in seiner Bedeutung als Geograph. Hallenser Dissertation, 1901.

die Asien und Europa behandeln. „Die Asia ist sein gelehrtestes Werk“:[2] die ganze Fülle des von den Griechen und Römern überlieferten Materials, soweit es ihm, dem Einsprachigen, schon damals zu Gebote stand, ist darin verarbeitet: nach einem Jahrtausend zum erstenmale wieder wird hier Strabo genannt, der kurz zuvor von Guarino übersetzt worden war.[3] Aber daneben sind auch die lebensvollen Berichte des Nicolaus Conti herangezogen. Anders verfährt Enea bei dem Buche, das als der zweite Teil des geplanten Werkes, als „Europa“ gelten kann.[4] Während die Absicht im allgemeinen schon war, eine Geschichte der Völker der Erde zu geben, beleuchtet durch Beschreibung ihres Landes und ihrer Lebensbedingungen, so tritt in der Europa das rein geographische fast ganz hinter das historische Element zurück, und um so mehr geschieht es, dass der Verfasser bei seiner Darstellung das eigene Erleben und die jüngsten Quellen vorzieht und nur in Ergänzung dieser und zur wissenschaftlichen Vervollständigung die alten Autoren benutzt. So wird sein Bild der Wirklichkeit entsprechender als die Darstellungen seiner Vorgänger.

In zwanzig Kapiteln behandelt er die einzelnen Teile Deutschlands; so ausführlich, denn „die alten Chronikschreiber haben gar wenig von Teütschen landen, als ob die selbig nation ausserhalb des umbkreyss der Welt lege, geschrieben, und alles traumweiss von Teütschen sachen meldung gethon“.[5] Die Behandlung der einzelnen Landesteile

---

2. Georg Voigt: Enea Silvio de P. Bd. II. S. 336 (3. Aufl.).

3. Oscar Peschel, Geschichte der Erdkunde. 1865. S. 198 (Peschel-Ruge² S. 218).

4. Aeneae Piccolominei Senensis cardinalis De his quae Friderico III. Imperante in Germania et per totam Europam gesta sunt usque ad annum 1458 Commentarius. In Freher Script. rer. Germ. Tom. II.

5. Aus der „Europa“ Kap. XXIII so von Seb. Franck übersetzt im Weltbuch Fol. 47ᵇ und im Chron. germ. Vorrede Fol. 7.

ist sehr verschieden nach Umfang und Inhalt. Meistens werden die Grenzen angedeutet, die wichtigsten Flüsse und Städte genannt und das Land nach seiner allgemeinen Beschaffenheit, nach Fruchtbarkeit und Bedeutung für den Verkehr und Handel charakterisiert. Anderseits wird der Ursprung der Bevölkerung angegeben, ihre Sprache, ihr Charakter, ihre spezifische Nahrungsweise, wichtigste Beschäftigung und in ganz besonderem Masse ihre rechtlichen Verhältnisse bestimmt.[6] Wenn der Autor — zum Beispiel — von Nürnberg handelt, stellt er zunächst fest, dass es zweifelhaft sei, ob die Stadt zum Stammgebiet der Franken oder der Baiern gehöre: der Name weist auf Baiern (Noricum) hin, die kirchliche Zugehörigkeit (zu Bamberg) auf Franken. Die Nürnberger selbst wollen für keins von beiden, sondern für einen ganz besonderen Stamm gehalten werden. — Die Stadt zeichnet sich aus durch ihre ansehnlichen, kostbaren Bauten;[7] sie liegt auf sandigem Boden: darum ist das Klima so gesund und für die Bewohner leitet sich daher ihre ausserordentliche Betriebsamkeit: alle sind Handwerker oder Kaufleute, daher viel Reichtum dort herrscht. (Kap. XXXI).

Von systematischer Darstellung kann freilich nicht die Rede sein. Was dem Reisenden in einem Lande auffiel, oder was er bei irgend einem Schriftsteller darüber Sonderbares las, oder was ihm ein Bekannter an Merkwürdigem erzählte: das ward aufgeschrieben und eilig zum Buche vereinigt; dabei sind z. B. Schwaben, das Rheinland,[8] Hessen,

---

6. Darüber: Heinrich Gengler: Aeneas Silvius in seiner Bedeutung für die deutsche Rechtsgeschichte. Erlangen 1860.

7. „Wie viele Bürgerhäuser kann man da sehen, die eines Königs würdig sind; Schottlands Könige möchten sich wünschen, so prächtig zu wohnen, wie mittlere Bürger in Nürnberg" (aus der „Germania", 1496 S. 20); daneben auch Hervorhebung der günstigen Lage im Zentrum des Reichs; ähnlich in der „Oesterreichischen Geschichte".

8. Franziscus Irenicus, der zuerst nach E. S. wirklich ganz Deutschland beschrieb, bemerkt diesen Fehler in seiner „Germaniae

Oesterreich fast bloss mit historischen Notizen vertreten. Auf diese Weise wurden aber auch vereinzelte absonderliche Rechtsaltertümer in die wissenschaftliche, speziell die geographische Literatur eingeführt und zum eisernen Bestande aller zukünftigen deutschen Volkskunde erhoben.

Um die rebellischen Westfalen endgültig beim christlichen Glauben festzuhalten, so berichtet der Kardinal, verordnete Karl der Grosse heimliche Gerichte, die bis in die Gegenwart ihre Justiz im Verborgenen ausüben: unerkannt reisen die vorsitzenden Schöffen im Lande umher, merken sich die Verbrechen und führen vor dem Gerichte dann die Anklage. Die Verurteilten werden in einem Buche verzeichnet, die Vollstreckung des Urteils niederen Schöffen anvertraut: sie töten den Schuldigen, wo sie ihn finden, ohne dass er etwas von seiner Verurteilung erfährt. „Dies Gericht ist aber jetzt heruntergekommen, den es werden auch unwürdige Personen zugelassen, und sie wagen es, sich auch mit Zivilprozessen zu befassen, obwohl ihnen nur Zuständigkeit für Kriminalsachen gegeben war."[9] — Der Würzburger Bischof hat, während er die Messe abhält, vor sich auf dem Altare ein blosses Schwert: denn er gilt als der Herzog in Franken. — Aus deutschem Grenzgebiet wird die seltsame, umständliche Feierlichkeit beim Herrschaftsantritt eines neuen Kärntnerischen Fürsten — das Zwiegespräch mit dem

exegesis" Lib. II. Fol. I[b]. Darnach wörtlich in Francks „Germaniae Chronicon", Vorrede: „Eneas Silvius hat in „Europa" mer verheyssen, dann geleyst, dann er gedencket der Rheinstett gar nicht."

9. Dieser Bericht von der Vehme aus der „Europa" Kap. XXIX findet sich z. B. mehr oder weniger wörtlich bei Felix Fabri „Historia Sueviae" Kap. VII (p. 59/60 ed. Goldast); Nauclerus „Memorabilium . . . . . . Chronici commentarii" Lib. II. Fol. 114[b]; Franziscus Irenicus „Germaniae exegesis" II. 21. p. 65 f.; Johannes Bohemus „Omnium gentium mores" III. Kap. XIV; Sebastian Münster „Germaniae descriptio" S. 23; Sebastian Franck „Weltbuch" Fol. 61.

Bauern am Herzogstein bei St. Veit, wird die volkstümliche Bestrafung des Diebstahls in Klagenfurt beschrieben: alle Verdächtigen werden erhängt; wenn ihre Unschuld sich dann erweist, erhalten sie ein ehrliches Begräbnis, wenn nicht, bleibt der Leichnam hängen, bis er von selbst zerfällt. (Kap. XIII). — Und wie dann von dem Schlangenkultus der heidnischen Lituanier (Kap. XX), so erzählt Enea auch von dem jährlichen Sühnungsfeste im Halberstädter Dome: am ersten Tage der Fasten wird ein grosser Sünder aus dem Volke auserwählt, der in Trauergewand und mit verhülltem Haupte der Messe beiwohnt, darnach aus der Kirche gejagt wird. Während der vierzig Tage durchirrt er barfuss die Stadt, schläft nur nach Mitternacht auf den Plätzen, spricht keinen Menschen an, empfängt seine Nahrung von den Priestern. Am Gründonnerstage wird er dann wieder in die Kirche geführt und feierlich von seinen Sünden absolviert. Das Volk bietet ihm Geld, das aber der Kirche überlassen wird. Diesen Menschen nennen sie „Adam“ und glauben ihn aller Schuld ledig. (Kap. XXIII.)

Im selben Jahre wie die „Europa“ verfasste Enea Silvio ein kleines Werk, das unter dem Namen „Germania“ bekannt ward.[10] Es war als Antwort bestimmt auf ein Schreiben des Martin Mair, Kanzlers des Mainzer Erzbischofs, an seinen alten Freund, den nunmehrigen Kardinal Piccolomini über die „decem gravamina Germaniae nationis“ von 1457; und somit war der Zweck dieser Schrift, die aus Deutschland über die Alpen tönenden Klagen gegen die römische Kurie zu beschwichtigen, ihre Begründung zu bestreiten. Darum enthält der Sendbrief, neben anderm, auch einen Abschnitt zur Widerlegung der sogenannten 10. Beschwerde, dass Deutschland infolge der Aussaugung durch die Kurie verarmt sei: eine bewunderungsvolle Schilderung des damaligen

---

10. Eigentlich „De situ, ritu, moribus et conditione Germaniae (resp. Teutoniae) descriptio“ 1458 Febr. 1.; ediert 1496 und 1515.

(durch die Kirche herbeigeführten) geistigen und materiellen Wohlstandes des ehemals — nach Caesar und Tacitus — so öden und wüsten deutschen Landes. Dabei wird gewissermassen der entsprechende Abschnitt der „Europa“ in einigen Lücken ergänzt, besonders die Lebensfülle am Rhein entlang findet hier ausgedehnte Würdigung; bei Gelegenheit werden die Nationalitätsverhältnisse der Belgier erörtert; einige Züge aus der „Europa“ kehren auch wieder: das Herzogsschwert des Würzburger Bischofs, das schöne Forchheimer Weissbrot; zur allgemeinen Volkskunde gehört die Bemerkung über die deutsche Jugenderziehung: die Knaben lernen eher reiten als sprechen (Germania Fol. 23. ed. 1496). — Im Vergleich mit der „Europa“ aber in ihren besseren Teilen ist diese zumeist in kahler Aufzählung bestehende Schilderung dürftig; dazu kommt ihre tendenziöse Färbung, die von den deutschen Humanisten wohl empfunden wurde[11] und die „Germania“ an Einfluss hinter die wissenschaftlichere „Europa“ zurücktreten liess; denn diese trug zwar die Mängel ihrer allzu eiligen Zusammenstellung, gab aber wohl gerade durch die Vorzüge ihrer Lebendigkeit und Unabgeschlossenheit den deutschen Humanisten überaus reichlich Anregung: Anreiz zu weiterer Ausführung und Vollendung des hier von einem Fremden Begonnenen.

Die Italiener waren in dieser Zeit zuerst dazu gelangt, in dem Kultus der Vergangenheit die Gegenwart ihres Volkes und Landes zu studieren; italienische Augen, angeleitet durch das Muster der neuentdeckten lateinischen und griechischen Naturbeobachter, geübt, mit den historischen Bildern ihre Umwelt zu vergleichen, hatten so zum erstenmale den Unter-

11. Jakob Wimpfeling schrieb an den Erzbischof Albrecht von Mainz im Widmungsbrief zu seiner Neuausgabe der sog. „Germania“ von 1514: „Eneas ut Italus nostrum veritus aurum suae nationi subduci, Martini querelas multis verbis confutat, ac germaniae blandiens eius urbes, templa, familia, nobilissimas praecipue domos, dulcibus praeconiis exornat . . .“

schied konstatiert, der zwischen dem Deutschland des XV. Jahrhunderts, das sie sahen, wenn sie die Alpen überstiegen, und dem Germanien bestand, das Caesar und Tacitus, Plutarch und Strabo, Pomponius Mela und Plinius gekannt und geschildert hatten, dessen Bild durchs Mittelalter hindurch so gut wie unverändert in der Wissenschaft fortbestanden hatte. Angenehm sowohl wie nützlich erschien es nun, an Stelle des Veralteten das Wirkliche zu setzen. Dem Beispiele des Aeneas Sylvius folgten dabei viele nach. Es genügt, auf die Berichte der Gesandten hinzuweisen, die von den italienischen Städterepubliken an den Hof des deutschen Kaisers geschickt zu werden pflegten, um dann Auskunft zu geben über alle die Auftraggeber angehenden Fragen der deutschen Volks- und Landeskunde. Zum Beispiel lieferte Macchiavelli seiner Vaterstadt drei solcher Berichte, sein Gefährte Vettori die Schrift „Viaggio in Allemagna", der Venetianer Vincenzo Quirini seine „Relazione di Germania", an denen allen die scharfe Beobachtunggabe zu bewundern ist, durch die eine Fülle von kulturgeschichtlichem Material über die deutschen Zustände jener Zeit uns überliefert ward.[12]

Aeneas Silvius ward der Apostel des Humanismus, des neuen Lebens, in Deutschland, weithin wirkend durch seine ausgebreitete persönliche Bekanntschaft,[13] weiter aber durch seine vielen Schriften: er ward für das nächste Jahrhundert nach ihm einer der beliebtesten und meistbenutzten Quellenschriftsteller. „. . Bald waren es die philosophischen Deduktionen, bald die Frivolitäten, oft aber war es auch nur die altrömische Eloquenz und die Schönheit der lateinischen Sprache, was hier Bewunderung fand. Des Aeneas Briefe haben zur Verpflanzung der humanistischen Formgewandt-

---

12. Darüber: Hermann Rösemeier „Die drei Reisen Macchiavellis in Deutschland". Kieler Dissertation, 1891.

13. Darüber: Karl Hagen „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationzeitalter" 2. Ausg. 1868. Bd. I., S. 81—99.

heit nach Deutschland nicht wenig beigetragen, sie haben den Schriften des Cicero und Livius den Weg gebahnt."[14] Indem die alten und jungen Studenten ihn studierten und von seiner eleganten und lebhaften Darstellung begeistert wurden, trachteten sie nicht nur darnach, eine gleiche Vollkommenheit und Flüssigkeit des Stiles zu erwerben, sondern sie lernten auch, auf seine Art und Weise zu sehen; und indem sie für ihre Leser seine Geschichten nacherzählten, begannen sie sich auch selbsttätig mit dem Stoffe zu beschäftigen: sie erfanden ähnliche Anekdoten, und sie fanden neue Züge zum Bilde ihres Volkes, je nachdem die Richtung ihres Denkens und ihr Verhältnis zum Volke sie führte.

§ 2.

Seit Beginn des XV. Jahrhunderts ziehen deutsche Studenten in ständig wachsender Zahl über die Alpen, um in Bologna, Padua, Siena oder Rom die beiden Rechte, dann auch Philosophie zu studieren; in der Heimat verwenden sie das Gelernte als Stadtschreiber, Notare und Kanzler, Domherrn oder einfache Pfarrer zu Nutz und Vergnügen. In der Rezeption der neuen Bildung ist ihr wissenschaftliches Ideal gesetzt; ihre Produktion ist bestimmt durch die herrschenden Tendenzen der Zeit: Vertiefung des religiösen Lebens, Eindringen in das Wesen der klassischen Sprache und Literatur zum Zweck echten theologischen Studiums, und aus beiden erwachsend: Veredelung der Sitten nach den Mustern der alten Welt.

Rudolf Agricola, Schüler des Thomas von Kempen, bildet das Beispiel dieser ersten Humanistengeneration, bei dem

14. Georg Voigt „Die Briefe des Aeneas Silvius vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl" (IV), Archiv für österr. Gesch.-Forschung XVI. S. 328 f.

die theologische Richtung der klassischen Studien vorherrscht. Bei Johannes Reuchlin tut das die philologische. Beider Werke sind Früchte ihres Fleisses vor den Büchern, sie haben ihren Ruhm als Pfadfinder und Wegweiser für viele; aber sie kommen nicht selbst ins gelobte Land. Agricolas wenige hinterlassene Schriften zeugen vom Besitz der neuen Formen als glänzender Zierraten, aber kaum einen Hauch vom lebensfreudigen und freien Geiste in der Ansehung von Welt und Leben: er gehört zur Gruppe derjenigen Renaissancemenschen, „die im Gegensatze zu den Weltkindern und Tatkräftigen nur schauend sich und ihren Neigungen leben, von der Welt, dem Gegenstande ihrer Betrachtung, nicht störend berührt sein wollen.“[1] Das Studium der antiken Philosophie ist ihm nützlich als Vorbereitung auf die heiligen Schriften, „diese allein führen uns auf gewisser, sicherer, rechter Strasse, sie verscheuchen allen Nebel und lassen nicht zu, dass der, der ihnen folgt, enttäuscht wird, vergeht oder jemals abirrt.“ Und dann: „es gibt auch andere Dinge, deren Kenntnis mehr zur Zierde unseres Geistes und zu ehrenvollem Vergnügen dient, als zu Notdurft und Gebrauch. Solcher Art ist jedes Forschen nach der Natur der Dinge“. Gewiss hat das Naturstudium auch für ihn seinen Wert, schon weil es „keinen Raum lässt für niedrige und eitle Sorgen“, hauptsächlich aber, weil jede nähere Kenntnis der Wirklichkeit uns tiefer davon überzeugt, „dass alle Sorge auf das Heil der Seele gewandt sein muss“. In der Opposition jedoch gegen den scholastischen Wissenschaftsbetrieb steht er ganz auf der Seite der Neuen: „An die Dinge selbst muss man sich halten und erforschen die Lage der Länder, Meere, Berge und Flüsse, die Gegenden und die Sitten der dort wohnenden Völker, ihre Grenzen und Lebenslagen, die erduldeten und ausgeübten Herrschaften und ebenso auch die Kräfte der Bäume und Kräuter, wie Theophrast,

1. Friedrich v. Bezold: „Rudolf Agricola.“ 1884. S. 5.

so auch Entwicklung, Abstammung und Arten der Lebewesen, wie Aristoteles in seinen Schriften es tat."[2] Auch Medizin, Landwirtschaft, Kriegs- und Bauwesen und alle Künste empfiehlt er zum Studium; aber ihre Hauptbedeutung sieht er doch in ihrem erziehlichen Wert, im Unterschied von Adelmann von Adelmannsfelden zum Beispiel, der schon im Jahre 1484 die humanistischen Studien als Mittel zum Zwecke des Fortschritts der objektiven Wissenschaft erkannte.[3] Von Rudolf Agricola ist nichts erhalten, was ihm in einer Geschichte der Volkskunde eine Stelle gäbe; und ebenso wenig wird dort Aufnahme finden sein Nachfolger in der Führung des deutschen Humanismus: Johannes Reuchlin.

Diesem wurde die Wissenschaft zum Selbstzweck; ihrem Fortschritt galt sein Lebenswerk. Obgleich er durch sein Alter weit hineinreicht ins XVI. Jahrhundert und in die nächsten Generationen, hat doch er sowenig wie die älteren Humanisten von Agricolas Art Teil an den naturfrohen und weitschweifenden Gedanken, die auch für das deutsche Land ein Zeitalter der Entdeckungen heraufführten. Natürlich ist er als Humanist von höchster Ehrfurcht vor der Geschichte erfüllt, — „nemo non agnoscat, ut omnis vita, omne studiorum genus indigeat historia"[4] —, und ihm besonders lag sie nahe in seinem Berufsleben, wo er beständig bei den Rechtshändeln der verschiedenen Menschenklassen die Spuren und Folgen der Vergangenheit in Satzung und Anschauung vor Augen hatte. Aber als Mann der Wissenschaft ist er kein Historiker,[5] und wo er sich einmal auf das ihm fremde

2. Alle Zitate aus der kleinen Schrift „De formando studio", Cöln 1555 (auch 1521) erschienen.

3. Hagen „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse etc." Bd. I² S. 371.

4. Reuchlins Vorrede zu Joh. Naucleri Chronicon 1516.

5. Ludwig Geiger: „Joh. Reuchlin" 1871, S. 65 f.

Gebiet begab — er identifizierte nach der Sitte der Zeit zu Ehren seines Gönners Friedrichs des Weisen die Sachsen, Thüringer und Meissner mit den homerischen Axenern, Mysern und Tyrigeten[6] — verfiel er dem Spotte der Kundigen.[7]

Vollends Desiderius Erasmus, der Genosse und Nachfolger wiederum Reuchlins in der höchsten Geltung der Gelehrtenwelt, wird ganz aus dieser Betrachtung auszuscheiden sein. Die Pflege der Geographie zwar empfahl er dringend für die Schule, aber doch hauptsächlich in Verfolgung seiner pädagogischen Forderung: den Unterricht der Sprachen durch den Stoffgehalt des Gelesenen den Schülern schmackhafter zu machen; es geschah weniger aus eigener Vorliebe zur Naturwissenschaft, wie denn auch seine griechische Ausgabe des Ptolemaeus[8] — die erste in Deutschland — weit geringer als seine übrigen Leistungen seinem Ruhme diente: sie enthält von ihm aus höchstens philologische Arbeit und konnte leicht überholt werden.[9] Zeit seines Lebens aber stand er dem Volke in seiner Eigentümlichkeit und Alltäglichkeit so fern, dass er sich dessen rühmte, in keinem Lande, wo er geweilt, sich um die Sprache der ihn umlebenden Menschen gekümmert zu haben; und keiner Nation fühlte er sich von Herzen verbunden.[10]

Nicht von diesen Führern des Humanismus konnte eine deutsche Volkskunde eröffnet werden, und nicht von denen, die in ihrem Wesen ihnen ähnlich waren — mehr oder

---

6. In der Vorrede zur Uebersetzung des Constantius magnus.

7. Darüber Hagen a. a. O. I S. 300.

8. Ex cod. Fettichii Basil. 1533.

9. Darüber: H. Tollin „Michael Servet als Geograph" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. 10. 1875. S. 190 f.

10. Seine scharfe Schilderung deutschen (und französischen) Wirtshauslebens — in: Colloquia, Diversoria [1612] — gehört in das Kapitel der Satire, von der W. H. Riehl sprach: oben S. 17, Anm. 10; eine Uebersetzung davon steht bei A. Schultz: „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert." 1892.

weniger kosmopolitisch empfindende Esoteriker, beherrscht von den theologischen, philologischen, ästhetischen Tendenzen der Zeit. Die entscheidende Anregung ging von der lebhaften Vaterlandsliebe aus.

§ 3.

Liebe zur Heimat und ihren Bewohnern führte dem Kölner Karthäusermönch Werner Rolevinck die Feder, als er in den siebziger Jahren des XV. Jahrhunderts sein Buch vom Lobe Alt-Sachsens, das ist Westfalens, schrieb.[1] Er wandte sich dabei nicht an Einsiedler und Mönche, sondern an Menschen, die von der schweren Sorge um Zeitliches bedrückt sind; deshalb bringt er Geistliches und Weltliches vermischt, denn er will Erholung sowohl als auch ein wahres Muster zur Nacheiferung darbieten.[2] Anfangs ist seine Darstellung ausschliesslich historisch; als ihn aber nach der Zeit Karls des Grossen seine Quellen[3] im Stich lassen, geht er sogleich über zur Schilderung der Sitten und Verhältnisse der Westfalen seiner eigenen Zeit. Im Mittelpunkte steht ihm die „heilige Sendung" seines Volkes für den Erdkreis: da die Heimat die Fülle der Bewohner nicht ernähren kann, so ziehen alljährlich die armen Westfalen hinaus in die Welt, um der Menschheit mit ihrer Kraft und Treue zu dienen und dafür überall zu hohen Ehren zu gelangen; wegen der grossen Zahl und weiten Verbreitung westfälischer Auswanderer kann eigentlich kein Mensch sagen, er habe von seinen

1. De laude Veteris Saxoniae, nunc Westfalia dictae. Köln 1478 ca. Nach Potthast in sieben lateinischen Editionen (z. B. 1500 Köln; 1514 Köln etc.); Dazu deutsch 1834 Lemgo und 1865 Köln, die letzte von L. Tross nach der ältesten Ausgabe, lateinisch und deutsch.

2. Laus Saxoniae ed. Tross. S. 248/50. (Ebendaraus die folgenden Zitate)

3. Ueber die Quellen Rolevincks: Al. Elsner „De vita et scriptis historicis Werneri Rolevinck. Breslau 1872; hier speziell S. 40.

Ahnen keinen Tropfen westfälischen Blutes in seinen Adern (S. 186). Daran knüpfen sich dann in buntem aber wahllosem Kranze geschichtliche Exkurse, gelehrte Erinnerungen, erbauliche Betrachtungen, persönliche Erlebnisse und charakterisierende Anekdoten: im Ganzen ein Hymnus auf die Tüchtigkeit, Begabung, Treue der Volksgenossen. Alle Tugenden besitzen sie in hervorragendem Masse; und der Lobgesang wird zur Verteidigungsrede gegen die im Umlauf befindlichen Schmähreden. Die Vorwürfe der Grobheiten (S. 166), der Dummheit und Ungeschicklichkeit (S. 170—72), der Freibeuterei, des Betruges werden entkräftet (S. 210): die Freibeuter sind in Westfalen verhältnismässig gering an Zahl; und war bei Enea Silvio[1] zu lesen, das Sprichwort ginge um, lasterhaft und trügerisch seien die Westfalen leichter, als dumm, so hört man nun: die westfälischen Betrüger gehen so plump zu Werke, dass sie sehr leicht ertappt werden: sie sind eher dumm als verschmitzt.

Bei solcher Grundrichtung kommt es trotz der Absicht nicht zu einer systematischen Sittenschilderung: es finden sich nur zerstreute Genrebilder, etwa die Hochzeit der Nichte, auf der Werner Rolevinck dem Brauche gemäss den Reigen führte, eine Leuchte mit der Linken ergreifend (S. 214 f.), zum Teil von grosser Farbigkeit wie z. B. die Jugend armer westfälischer Bauernsöhne in harter, selten erheiterter Mühsal, (S. 146—148), wie das qualvolle Noviziat der jungen Adligen, ihre Erziehung oft zum Galgen geschildert wird (S. 212), mit Anführung der bekannten Sprüchwörter — im deutschen Wortlaut! —:

> Ruten, rowen, dat en is ghein schande
> Dat doynt die besten van dem Lande,

worauf die Bauern erwidern:

> Hangen, raden, koppen, steken enis gheyn sunde
> Wer dat nicht, wy en behelden neit in den Munde. —

Einige volkskundliche Angaben kommen hinzu: die

1. „Europa" Kap. XXVI.

Vehme (etymol. aus „we my" = „wehe mir" erklärt!) (S. 100), der Wechsel von der Bezeichnung Meier zu Schulte (S. 128), die Einrichtung des Bistums Münster (S. 204), im ganzen aber: gegen die Kunde des Enea Silvio bedeutet das Buch Rolevincks inhaltlich keinen Fortschritt, und nur insofern verdient es Erwähnung, als es vielleicht die älteste volkskundliche Monographie ist, und als Zeichen, wie in allen Kreisen der gelehrten Welt damals die Liebe zum Vaterlande eine Verschmelzung des toten Wissensstoffes mit dem persönlichen Erleben herbeizuführen begann.

Eine direkte Abhängigkeit von den Italienern, von Enea Silvio im besondern, ist hier nicht zu bemerken. Dass Rolevinck Schriften des gelehrten Papstes gekannt hat, geht aus seinem „Fasciculus temporum"[5] hervor. Von seiner Bekanntschaft mit der „Europa" bringt die Untersuchung Elsners keine Spur; vielleicht aber könnte man eine Erinnerung an Eneas „Germania," wo Strassburg seiner Kanäle halber mit Venedig verglichen wird, darin finden, dass Rolevinck, der Weitgereiste, einmal von einer (nicht genannten) Stadt spricht, wo er gewesen: veluti secunda Venetia (S. 160).[6] —

Wenn man gesagt hat,[7] dass infolge dieses Werkes Altsachsen mit seinem damaligen Leben wie keine zweite Gegend Deutschlands der Nachwelt im Bilde vergegenwärtigt sei, so bedarf das wohl doch einer Einschränkung: das Bild, das der „Traktat von der Stadt Ulm" des Dominikanermönches Felix Fabri vom Leben in der alten Hauptstadt Schwabens und in ihrer Umgebung entwarf, ist doch beträchtlich inhaltsvoller.

Frater Felix Fabri „alias Schmidt", der im Jahre 1441 zu Zürch geboren, später zu Ulm im Dominikanerkloster

5. Köln 1480. Fol. 63b.

6. Elsner deutet es — ohne zureichenden Grund — auf Lübeck. a. a. O. S. 3.

7. Laus Saxionae ed. Tross: Praefatio S. XVI. darnach Elsner a. a. O. S. 40.

ansässig wurde, reiste in den achtziger Jahren des XV. Jahrhunderts, wie so viele seiner Zeitgenossen, nach dem heiligen Lande und berichtete nachher über seine beiden Pilgerfahrten an seine Freunde. Die zweite Reisebeschreibung, das sogenannte „Evagatorium“, das beide Reisen vereinigt darstellt, gilt als das bedeutendste Werk der damaligen Pilgerreisenliteratur. Den Schluss dieses Evagatoriums bildet ein Kapitel „Historia Suevorum“ und ein „Tractatus de civitate Ulmensi“,[8] darin der von seiner Reise Zurückkehrende die weitere und engere Heimat gleich mit beschreibt; denn wenigstens die Grundabsicht auch dieser Teile der Arbeit war geographische Schilderung, wenn auch das geschichtliche und volkskundliche Element stark in den Vordergrund tritt. Man hat den — berechtigten — Vorwurf gegen Fabri erhoben, er lasse sich von seinem Stoffe mehr beherrschen, als dass er ihn beherrsche, und von Anfang an hat man bei ihm kritische Sichtung des Materials seiner historischen Abschweifungen vermisst.[9] Aber dieser Mangel beschränkt sich auf die geschichtlichen Teile seiner Arbeiten, das heisst auf diejenigen, bei deren Abfassung er auf fremde Quellen zurückgehen musste. Zwar hat er einige Kenntnis klassischer und moderner Autoren und grosse Fertigkeit im Exzerpieren und Zitieren: Enea Silvio besonders ist ihm durch seine „Europa“ wohl bekannt und ergiebige Quelle;[10] aber wegen seiner

---

8. Das Evagatorium blieb bis ins 19. Jahrhundert ungedruckt. Die „Hist. Suevorum“ wurde zuerst von Goldast 1605 zu Frankfurt in den „Scriptores rerum Suevicarum“ herausgegeben; darnach neu zu Ulm 1727 von D. Bartholomaeus; schliesslich eine kritische Ausgabe von Gustav Veesenmeyer, Tübingen 1889 von dem „Tractatus de civ. Ulmensi“; eine Sonderausgabe (in Auswahl) der eigentl. „Historia Suev.“ war von H. Escher 1884 im VI. Bande der Quellen für die Schweizergeschichte erfolgt.

9. Schon Goldast in seiner Vorrede 1605 Script. rer. Suev. Dazu auch: F. D. Haeberlin „Vita, itinera et scripta Fr. F. Fabri“, Göttingen 1742; besonders über die Quellen Fabris.

10. Sie lag seit 1488 auch in Deutschland (Memmingen) gedruckt vor.

Kritiklosigkeit gegenüber allem, was er gedruckt vorfand, sind doch nur diejenigen Teile seiner Darstellung wertvoll, bei denen seine Kenntnis auf eigener Erfahrung und Anschauung beruht: eben in geographischer und volkskundlicher Schilderung.

In der Beschreibung Deutschlands, bei ihm „Schwabens“, herrscht zunächst durch Benutzung der antiken Quellen das Historische und Geographische vor. Doch verdient hier herausgehoben zu werden die ausführliche Charakterisierung der Schwaben: eine Gruppe lobwürdiger Züge, die vielleicht freilich mehr als das Kulturideal des Fabrischen Horizontes, weniger als treffende Schilderung merkwürdig ist: darnach z. B. waschen sich die Schwaben überaus oft.[11] Den Abschluss des Bildes gibt eine Vergleichung mit andern Volksstämmen, wie sie in Sprichwörtern von alters her so beliebt waren, wie sie ja auch Werner Rolevinck bei seinen Ausführungen im Sinne gelegen hatten: die Schwaben sind klüger als Elsässer, vornehmer als Baiern, gerechter als Brabanter, reicher als Franken, frömmer als alle übrigen Germanen. Bei der Erörterung der Abstammung kommt es dann zu einem phonetischen Exkurs: die Suitenses stammen von den Suebi, aber durch sprachliche Eigentümlichkeit ist diese Verwandtschaft aus den Völkernamen geschwunden.[12] Und wie vor zehn Jahren Rolevinck von seinen Westfalen die unberechenbare Fruchtbarkeit rühmte und dabei zu einer Behauptung griff, die an Probleme der modernsten Wissenschaften erinnert,[13] so tut es ähnlich hier auch der Ulmer Mönch: fast unter allen germanischen Stämmen finden sich Schwaben; ohne sie wäre das Elsass halb öde. Kein anderes Volk liefert so viele Priester, Schriftsteller, Musiker, Schul-

11. Kap. X. ed. 1889. S. 128.

12. Ebenda S. 131: „Mos enim est in Suitensium locutione, ut, ubicumque Suevi utuntur „a“, ipsi dicunt „e“, et ubi Suevi habent „e“, Suiceri habent „i“, ut in plurimis.“

13. Davon oben S. 33/34.

meister. Ueberall sind schwäbische Weinbauern, an allen Fürstenhöfen schwäbische Diener; und auch das weibliche Geschlecht zieht in die Ferne: zu häuslichem Dienste oder in Frauenhäuser; wie in allen Frauenhäusern der Welt, so sind aber auch in allen Nonnenklöstern der Welt Schwäbinnen zu finden, und nirgends ist die Zahl der Frauenklöster so gross wie in Schwaben (S. 132).

So reichlich die Schwaben, so kärglich sind die übrigen Stämme Deutschlands in der Schilderung bedacht worden. Der Verfasser beruft sich darauf,[14] dass es noch keine ausreichende Beschreibung Deutschlands gäbe, und so sieht er sich überall, wo eigene Anschauung ihm nicht zur Seite steht, genötigt, auf die nur geringen Berichte der bis dahin Deutschland behandelnden Autoren zurückzugreifen: besonders begegnet man bei ihm auf Schritt und Tritt langen Zitaten aus der „Europa" des Enea Silvio.

Der wichtigste Teil des ganzen Werkes ist darum der letzte, der „Tractatus de civitate Ulmana", worin Fabri seine zweite Heimat beschreibt: sein eigenstes Werk, bei dem ihm kein Aeneas Silvius als Vorbild dienen konnte, bei dem er ganz auf sich gestellt war.[15]

Die beiden ersten Hauptteile der Schrift handeln vom Ursprung und Alter der Stadt. Schon hierbei finden interessante Vergleichungen der bestehenden und früheren Zustände ihre Stätte; es wird das Bild der Stadt gezeichnet, wie es in den Anfängen sich gestaltete: im Zentrum die kleine eigentliche Stadt, ruhig und vornehm, der Sitz der reichen Bürger, in den ausgedehnten Vorstädten aber das

---

14. Kap. 4. bei Goldast S. 54: „Optavi videre aliquam Germaniae descriptionem, sicut aliarum provinciarum inveni, sed nullam reperire potui, nisi quaedam brevis ex Isidoro et alliis, ex quibus et de experientiis propriis eam, ut sequitur, non dico descriptionem, sed circumscriptionem comportavi."

15. „Difficilis est autem mihi huius oppidi descriptio, cum neminem ante me reperiam, qui vel modicum de eo scripserit."

lärmende Leben des Handwerks, des Marktes und der Vergnügungen, auch des Gottesdienstes.[16] Dann folgt nach Erzählung der Geschichte der Stadt im „Principale III“ eine Beschreibung des dem Verfasser gegenwärtigen Zustandes, die im Anschluss an die topographische Aufzählung eine Fülle von volkskundlichen Angaben enthält. Bei Nennung des eben vollendeten prachtvollen Domes wird von den pekuniären Verhältnissen des Stadtpfarrers gesprochen, von den 15 000 Kommunikanten der Osterzeit; „im Verhältnis dazu werden täglich fünf Kinder getauft, und aller Täuflinge Namen werden aufgeschrieben und eingezeichnet“. Den ganzen Tag über steht die Kirche geöffnet, dem Durchgange aller frei; und es ist auch Trubel genug darin, zumeist von faulen Klerikern, die hier ihre Zusammenkünfte und Unterredungen haben, wenn ihnen gerade etwas in den Sinn kommt. — Auf den Tortürmen sind immer zwei Hornbläser, in der Frühe und am Abend blasend, bewaffnete Ankömmlinge von fern her meldend; auch für die nach Torschluss Kommenden und von der andern Donauseite her Einlass Begehrenden ist ein Wächter bestellt. — In den Mauertürmen befinden sich die geheimen Verliesse, wo in aller Verborgenheit Gefangene durch Ertränken bei Seite geschafft werden; hier befinden sich die Folterkammern: vor dem Tode werden die Delinquenten in ein freundliches, sonniges Beigemach geführt, gebadet und mit religiöser Tröstung versehen. — Von der Mauer herab sieht man das Bleichfeld, wo die „panni bombycini,[17] qui vascania dicuntur“ la-

---

16. „. . . Nam parochia nulla erat in oppido, ne pulsu, cantu, concursu, sepulturis oppidum inquieretur, sicut hodie est in quam plurimis civitatibus Graeciae, Italiae, Dalmatiae. . . . Ante portam vero Leonum etiam suburbium grande et tumultuosum hospitiis et mercantiis ibi erat, et vendebatur panis, et tumultus nuptiarum, conviviorum et chorearum ibi celebrabantur. . .

17. Nach der Erklärung in der ed. Veesenmeyer: Gewebe nach vasconischer Art. (S. 47.)

gern, durch deren Verfertigung die Stadt ihre Reichtümer gewinnt: auf jeden pannus kommen drei Solidi Gewinn für die Stadt. — Und so geht die Beschreibung um die Stadt herum; auch der Gespensterspuk im Gremlinger Turm wird nicht vergessen. In gleicher Beziehung wird der Brunnen „der alten Röhren“ hervorgehoben, aus dem nächtlicher Weile Nymphen steigen und ihr unheiliges Wesen in den Strassen treiben.[18] — Innerhalb der Stadt wird wiederum von den Kirchtürmen herab und durch Wächter den Bürgern der Stand der Zeit regelmässig verkündet. — Am Sonnabend ist der Markt: ein grosses Gedränge, besonders auf dem Weinmarkt, wo oft 300 Wagen und Karren voll Wein stehen: und alles wird am Vormittag verkauft, und zwar gegen Gulden und Groschen bar. Als Ergänzung aus Späterem sei hier gleich beigefügt, dass die wichtigsten Exportfabrikate ausser dem Tuch noch Hostien und Spielkarten bilden, die bis nach Sizilien verkauft werden (Princip. V Kap. II).

Das vierte Principale wendet sich den Bewohnern der Stadt zu: es bringt die Einteilung der Bevölkerung in ihre sieben Stände; jeder einzelne Stand wird charakterisiert nach seinen Funktionen innerhalb des Gemeinwesens, nach seiner rechtlichen Stellung, nach seiner Geschichte und besonderen Lebensweise; innerhalb eines Standes gibt es wiederum noch feinere Unterschiede; der Uebergang von einem Stande zum andern ist nur teilweise möglich.

Die Verfassung und Verwaltung der Stadt findet ihre gesonderte Behandlung im fünften Hauptteile. Eingangs eine historische Skizze der Entwicklung Ulms zur freien Reichsstadt; dann wird die jetzige Verfassung eingehend beschrieben, mit vollständiger Anführung der städtischen Aemter:

---

18. S. 11: „aevo nostri temporis delirae mulierculae asserunt absque rubore vultus, ex hiatu fontis antiquarum cannarum formosissimas mulieres prodire et ascendere per grades noctu, Ulmamque pervagari . . .“; zu vergleichen a. a. O. S. 227.

vom Bürgermeister und den „Fünf Geheimen" bis zu den Werkmeistern, Feuergeschworenen und „Barchetschauern". So huldigt hier Felix Fabri als einer der ersten in Deutschland einer Neigung, die für die italienischen Humanisten so charakteristisch ist: zur systematischen Schilderung der historisch begründeten Verfassungsformen, wie sie beispielsweise Leonardo Bruni schon ein halbes Jahrhundert vorher gegeben.

Einer besonderen Betrachtung wird dann der Stand der Handwerker gewürdigt: er teilt sich in die 17 Zünfte, die jedoch nicht zusammenfallen mit den Gewerben — sonst würde es unzählig viele geben —, sondern sie sind nach dem Bedürfnis der Vorzeit beliebig von den damals Entscheidenden formiert. So befinden sich jetzt die verschiedenartigsten Gewerbe in einer Zunft zusammengeschlossen: eine neue Einteilung würde ganz anders verfahren müssen.

Wenn sodann untersucht wird, worauf der Aufschwung beruht, den Ulm letzthin genommen hat, so wird zu seiner Bestimmung zunächst an statistischen Beispielen die Vermehrung der Bevölkerung verdeutlicht. Gab es vor 70 Jahren nur 2 Bäcker, Goldschmiede etc., so sind es jetzt deren 20; auf ehemals 2 Barbiere kommen jetzt 10; auf einen Priester jetzt 10; auf einen Gastwirt früher kommen jetzt 20, auf einen Arzt jetzt gar 30. Und für diese Bevölkerungszunahme werden die Gründe gefunden: neben dem Reichtum der Stadt, der vielen Nahrung gibt, der unbestechlichen Gerechtigkeit der Gerichte, der geringen Steuerbelastung ist es vor allem die allgemeine Betriebsamkeit, wegen der auch die Kinder der Armen sich ihr tägliches Brot verdienen können; es ist schliesslich auch die Anziehungskraft, die Ulm nun als Grossstadt immer mehr ausübt durch die dort gewährte ausgezeichnete Befriedigung aller Bedürfnisse: schöne Predigten, Orgelspiel, Chorgesang werden hier geboten, Schauspiele, Sehenswürdigkeiten, Gesellschaften, zierliche Frauen, massloser Luxus und alle Tage Neuigkeiten aus Ost und West.

Der letzte Hauptabschnitt schildert die Umgebung Ulms mit ihren Klöstern, Nachbarstädten etc.: vornehmlich in geographischer Beziehung neben der geschichtlichen. Doch wie in Ulm die Gespenster im Gremlinger Turm und der Nymphenspuk am Brunnen der alten Röhren erzählt wurde, so hier die Sage vom „Singrennstein“, in dessen prachtvoll widerhallender Höhle wohl Nymphen oder Musen — meint der gelehrte Mönch — mit nächtlichem Singen ihre festlichen Zusammenkünfte abhalten; oder aber der Name kommt vom Kraute „ingrien“, das dort am Felsen wächst.[19]

Sicherlich hält Frater Felix Fabri und dieser sein Tractatus de civitate Ulmana einen Vergleich mit Werner Rolevincks Laus Saxoniae aus; er übertrifft den Kölner sogar bei weitem durch die systematische Geschlossenheit seiner Schilderung und die Fülle der Einzelzüge. Die gleiche Tendenz des Rühmens tritt hier nur selten und dann nicht beherrschend zu Tage, von lehrhaftem Pathos und voreingenommener Apologetik ist nichts zu spüren; die Schwächen seiner historischen Leistungen, Kritiklosigkeit und Zerfahrenheit, sein Ungeschick, klassische Reminiszenzen mit der lebendigen Gegenwart zu verknüpfen, fallen hier nicht störend ins Gewicht. Und wenn er auch freilich seinem glänzenden Gemälde nicht durch Hinzufügung von Schatten völlige Plastizität verleiht, so macht das Ganze doch den Eindruck einer objektiven, wissenschaftlichen Darstellung.

Bemerkenswerter als die Form der Einkleidung aber ist die Auswahl des Stoffes, für die ihm kein Muster vorlag: die alten Städtechroniken können nicht dafür gelten. Für Werner Rolevinck schon war es gewiss nicht ohne Bedeutung, dass er im Dienste seines Ordens oft Reisen nach Nah und Fern unternehmen musste und dadurch andere Länder kennen lernte, um in der Fremde dann um so inniger an dem Lande seiner Kindheit zu hängen. An Felix Fabri aber wird es

19. Nach Veesenmeyers Deutung: Singrün: vinca minor L.

so recht deutlich, wie in jenen Jahrzehnten die Liebe zur engen Heimat im Bunde mit historischem Sinn, klassischen Studien und einem durch Reisen erweiterten Gesichtskreise den Aufschwung der Wissenschaften herbeiführten, neue Forschungsgebiete eröffneten.

An erster Stelle steht dabei das Motiv der Heimatliebe; auch ein Gelehrter von so geringem Sinne für Geographie wie Johann Nauclerus, der von seinen Reisen nach Holland und Italien nichts merken liess, wurde von seinem provinzialen Patriotismus zum Verlassen seiner schlicht kompilatorischen Darstellungsweise verführt. Wo von Schwaben die Rede ist, fällt er in panegyrischen Ton: wie Hartmann Schedel, der gleichzeitig oder kurz vor ihm seine Chronik schrieb. Schedel freilich war dabei trotzdem seiner Methode treu geblieben und hatte sich in Bezug auf Volkskunde — sogar da, wo er von Nürnberg, seiner Vaterstadt, spricht — mit einer Wiedergabe aus Enea Silvios „Europa" begnügt. Nauclerus benutzte auch gerne diese Quelle und zitiert z. B. die Darstellung des Vehmgerichtes der Westfalen wörtlich von Enea Silvio (fol. II. 114 b); hier bei Schwaben aber macht er eine Ausnahme und gibt aus seiner persönlichen Anschauung heraus eine Schilderung der Bewohner und ihres Lebens, während im übrigen auch seine Chronik[20] fast ausschliesslich geschichtliche Mitteilungen bringt.

Nachdem er im Anschluss an Caesar und Tacitus ein Sittenbild der alten Deutschen gezeichnet hat, fährt er fort: „Heut aber gibt es wohl in ganz Schwaben drei Arten von Bewohnern, soweit sie Bedeutung haben,[21] das sind Geist-

---

20. „Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium Chronici commentarii a Joanne Nauclero J. U. Doctore. Complevit opus J. Nicolaus Basellius Hirsaugensis 1514. Gedruckt: März 1516; abgefasst aber schon zwischen 1490 und 1510 Darüber: Erich Joachim: „J. Nauclerus u. s. Chronik." 1874. S. 19.

21. „Eorum hominum qui in aliquo precio habentur": II. Fol. 231.

lichkeit, Adel und Städter." Und der Reihe nach werden dann diese Stände geschildert nach Lebensweise, Kleidung, Tätigkeit, inneren Unterschieden und Abstufungen, auch ihrer Stellung im Staatsleben. Sein juristisches Interesse lässt ihn besonders bei den rechtlichen Zuständen verweilen. Das verschiedene Verfahren im Straf- und Zivilprozess wird beschrieben, der Missstand einer Konkurrenz der Laiengerichte mit den gelehrten Appellationshöfen dargelegt. Die Darstellung ist hier nicht teilnahmslos, sondern in diesen Zeilen gibt er ganz seine persönliche Meinung kund. Die Geistlichen werden mit Achtung behandelt, die höheren Ordnungen des Adels „schmücken das Land wie Blumen im Felde". Die niederen Adligen aber erfahren leise Ironie, obwohl Nauclerus selbst aus Ministerialengeschlecht stammt. „Sie, die nur für Sold dienen, auf ihren Burgen auf Berghöhen und in Wäldern oder an Fürstenhöfen leben, glauben, ihre Würde werde entweiht, wenn sie Handel oder Handwerk treiben, wenn sie aus bürgerlichem oder niederem Volke eine Gattin nehmen, wenn sie in Städten wohnen . . . Doch wenn ihre Einkünfte nicht reichen, tragen sie kein Bedenken, bei Gelegenheit Beute zu machen." Die vermögenden Patrizier in den Städten ahmen diese Ritterwürde nach, indem sie von ihrem Erbe leben. Wenn ein Plebejer reicher geworden ist und versucht in den Ritterstand aufgenommen zu werden, so wird er zurückgewiesen; so kommt es, dass lange Zeit hindurch schon beide Stände in ihren Grenzen verharrt haben.

Die Chronik des Nauclerus hat sich der grössten Achtung der Humanisten zu erfreuen gehabt. Erasmus und Reuchlin sorgten für ihre Ausstattung und Empfehlung. Die Urausgabe erschien aber erst sechs Jahre nach dem Tode des Autors im Jahre 1516. Fortan bildete sie eine der beliebtesten Quellen für die späteren Chronikschreiber, wichtig im besonderen auch durch ihre schwäbische Volkskunde. Zunächst aber, in der Zeit ihres Entstehens: an der Wende der Jahrhunderte, blieb die in ihr liegende Anregung zur

Volkskunde der grossen Welt verborgen. Freilich nicht so lange wie die Arbeit Felix Fabris.[22] Deren erhaltene Abschriften zeigen zwar, dass frühzeitig Kenner und Liebhaber sie hoch zu schätzen wussten. Einige dieser Handschriften befanden sich um 1500 in Nürnberg, wo der Arzt und Chronikschreiber Schedel sich selbst zwei Kopien anfertigte. Nur als entfernte Möglichkeit lässt es sich aussprechen, dass vielleicht auch Konrad Celtes, der im Hause Pirckheimers ein Jahrzehnt vorher seine Beschreibung Nürnbergs verfasste, Kenntnis oder auch mehr von diesem seinem Vorgänger erhalten hat. Des Ulmer Mönches Werk erhielte dadurch noch höhere Bedeutung. Aber es blieb doch in der Stille; um den neuen Kräften, die in ihm wie in der Chronik Nauklers und der Laus Saxionae Werner Rolevincks schon mächtig gewesen waren, in der beharrenden Welt der schulmässigen Wissenschaften zur Geltung und zum Durchbruch zu verhelfen, bedurfte es der weithin hallenden Rufe eines glänzenderen Herolds.

§ 4.

Bei Konrad Celtes, dem deutschen „Erzhumanisten", kommt die naturwissenschaftliche Tendenz des Humanismus zur Länder- und Völkerkunde, bewusst als Betätigung der patriotischen Begeisterung, zum deutlichen und einflussreichsten Ausdruck.[1]

In seinem Erstlingswerke schon, der „ars versificandi", bezeichnet er es als eine der Aufgaben des „Dichters", die Völkerschaften und ihre Sitten darzustellen. Aber es gilt nicht nur die Fremde zu erforschen: „Einige freilich rühmen sich, Gallien und Spanien, beide Sarmatien und Panno-

---

22. Zu vergleichen darüber oben S. 26, Anm. 1.

1. Th. Geiger: „Konrad Celtis in seinen Beziehungen zur Geographie." 1896. (Münchener geographische Studien II.)

nien und sogar überseeische Länder durchwandert und geschaut zu haben. Ich aber achte nicht geringerer Ehre wert den deutschen Gelehrten, der das Gebiet seiner Muttersprache eifrig beobachtet, sowie die Menschen, die darin wohnen, ihre Gebräuche, Sprechweisen, Religionen, auch ihr Gebahren und ihre Leidenschaften, ihrer Körper verschiedene Formen."[2]

Diesem Programm der heimatlichen Landes- und Volkskunde widmete Celtes sein Lebenswerk: eine grosse „Germania illustrata" in vier Büchern wollte er schaffen zur Rehabilitierung Deutschlands, das von der Weltliteratur bislang so arg vernachlässigt war. Zunächst als Vorarbeiten zu diesem Werke sind seine Gedichte, die „Quattuor libri Amorum", die „Libri odarum quattuor" und die „Epigrammatum libri quinque"[3] aufzufassen.

Im Anschluss an seine zehnjährigen Reisen durch Deutschland und seine Grenzgebiete schildert Celtes bei Erzählung seiner Erlebnisse — mit Freunden und Freundinnen, mit Feinden oder allein — die durchfahrenen Städte und Länder und ihre Bewohner nach Aussehen, Charakter und nach ihrer besonderen Lebensweise. Er begnügt sich nicht damit, wie die meisten der wandernden Gelehrten, überall nur die gleichstrebenden Humanisten um sich zu sammeln, sondern er sucht auch den persönlichen Umgang mit dem niederen, ungebildeten Volke: deshalb lernt er in Polen und Böhmen die Landessprache. Mit sicheren Zügen zeichnet er den polnischen Volkscharakter: seine Hasilina ist feurig, aber auch zugleich aristokratisch spröde.[4] Die Polen ver-

---

2. Quattuor libri amorum 1502, im: Panegyr. prima pars ad Max. R., letzte Seite.

3. Die beiden ersten erschienen 1502 zu Nürnberg und 1513 zu Strassburg; die Epigramme erst gesammelt ediert von K. Hartfelder, Berlin 1881.

4. Dies wie die meisten der folgenden Zitate nach Th. Geiger a. a. O. S. 11 ff.

schlingen in offener Schüssel geschmorte Speisen und sind dem Trunke ergeben (Ep. I, 44); sie nähren sich von Pferdefleisch (Ep. I, 12). Die höheren Stände sind verweichlicht: sie schlafen auch zur Zeit der Sommerhitze in Federbetten (Ep. I, 47). Das Weib herrscht dort (Ep. I, 43); und der Leichtsinn des Volkes zeichnet sich ab in der Sinnlichkeit seiner zum Tanz lockenden Kirchenmusik (Ep. I, 39). — Die Böhmen sind gefrässig, ihr Lieblingsgericht ist Erbsen und Speck (Ep. I, 71, 72). — Und in gleicher Weise charakterisiert der Dichter die verschiedenen deutschen Stämme: die rauhe Sprache der Schwaben vergleicht er mit dem Geräusch des Nussknackens (Ep. III, 114). Die Baiern lieben nach ihm rohe, schamlose Witze, die Knaben und Mädchen sind respektlos, die Männer barbarisch (Ep. II, 15). „Rübenfresser" nennt er sie (Ep. II, 91). — Wie in Polen das Salzbergwerk von Wieliczka (Am. I, 6), so werden hier die grossen Eisenschmelzen am Inn geschildert (Am. II, 6). — Die Franken sind lebenslustig (Od. I, 7). — Mit bunten Farben wird das Fest der Weinlese, das Martinsfest, in Mainz beschrieben (Ep. III, 24). — In allgemeiner Charakteristik werden Fehler und Vorzüge der Deutschen zusammengestellt: sie sind dem Spiel — bei dem hässlich geflucht wird (Ep. II, 18) —, dem Wein und der Sinnlichkeit sehr zugetan (Ep. II, 16), zugleich aber treu und wahrheitsliebend, ritterlich gegen Schwache und Bedrängte, anhänglich gegen die angestammte Religion (Germ. generalis). Und es wechseln in den Gedichten beständig Lob und Tadel, wie die Stimmungen des Dichters oder seine Erlebnisse es mit sich bringen. Seine Absicht bleibt dabei im allgemeinen immer, dem Leser die deutsche Heimat bekannt und vertraut zu machen, ihren Gestaltenreichtum zu zeigen, ihre Vorzüge und Merkwürdigkeiten. Aber wie einerseits seine Gedichte als lyrische Kunstwerke unter dieser didaktischen Tendenz leiden, so leidet andererseits ihr wissenschaftlicher Wert unter der Form der Einkleidung in persönlich gefasste

Augenblicksbilder. Wenn der Dichter auch programmatisch erklärt, nichts sei dem wahren Poeten unwichtig, so ist doch in der Praxis die Auswahl der Stoffe durch Form und Neigung sehr beschränkt und lässt natürlich Systematik und Vollständigkeit nicht zu. Nur Schilderung des Selbstgesehenen, geschmückt mit Reminiszenzen des gebildeten Kenners des klassischen Altertums, wird hier gegeben: so ist es teils Vorzug, teils Mangel der Berichte des Celtes, dass sie sich an die räumliche und zeitliche Gegenwart halten; die Geschichte tritt zurück, die sonst von den Humanisten mit grösserer Liebe — freilich oft genug spielerisch und unfruchtbar — zu allem herangezogen wurde; selten sind namentlich die sonst so beliebten wunderlichen Theorien über Völkerschaftsgenealogie. Und doch sind diese Gedichte ohne hochgelehrten Apparat von grosser Bedeutung für die Wissenschaft gewesen: wie in ihnen zuerst in Deutschland die beschreibende Geographie praktisch auf ihre wahre Methode zurückgeführt wurde, die das Studium des Erdbodens selbst ist,[5] so auch in der Völkerkunde, die Celtes hier erhob über das ewige Wiederholen und wechselweise Kommentieren der klassischen Autoren zum Reproduzieren der eigenen Anschauung.

Eine besondere Stellung unter seinen Werken nimmt die „Beschreibung Nürnbergs“[6] ein, das einzige vollendete und erhaltene Stück der geplanten grossen Prosabeschreibung von ganz Deutschland: es zeigt im besonderen Masse die Begabung des Celtes für den Betrieb der Volkskunde — in Stärke und Schwäche. Wiederum — ähnlich wie es in den Gedichten und auch bei Felix Fabri war — im Anschluss an topographische Daten wird hier durch einzelne Züge ein

5. L. Gallois: Les géographes allemands de la renaissance. Paris 1890. S. 163 f.

6. „De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus.“ Zuerst 1502 als Anhang der „Amores“ gedruckt.

Bild des Lebens in Nürnberg gezeichnet: die Hornsignale der Wächter auf den Türmen, ihr Abendlied und die Verkündigung der Stunden bei Tag und Nacht; die Bleiche am Fluss und dabei des Abends das plaudernde und singend sich ergehende Volk; die Badehäuser, der Anger mit seinen Belustigungen an Festtagen: den Wettspielen der Kinder, den kriegerischen Uebungsspielen der Männer etc. — Wie es ein Fremder in einem Lande ganz anderer Kultur tun würde, so schildert Celtes hier den Nürnbergern ihre Häuser mit den vergitterten Butzenscheibenfenstern und den Blumentöpfen davor, die Kirchen mit ihren Orgeln — „credederes Corybantum chorum incedere" —, mit ihren „ungeheuren Erzgefässen, die man „campana" nennt, die mit ihrem Schall das Volk zum Gottesdienst rufen, Begräbnisse geleiten, Sturmwolken zerstreuen, brechen und vertreiben" (Kap. VIII). Und es ist System in diesen volkskundlichen Angaben, wenn im Zusammenhange mit der Charakterisierung des Klimas die davon abhängige endemische Krankheit, ihre Ursachen und die Art ihrer Bekämpfung angeführt wird, die spezifische Leibesbeschaffenheit der Nürnberger — brünetter Typus herrscht vor; die geistigen Eigenheiten der Bevölkerung in ihrer Abhängigkeit von den geographischen Bedingungen — „ingenia utriusque sexus delicata et vafra" (Kap. VII), „elevatiora et prospicatiora" (Kap. VI); das Gemisch der Dialekte — an den vier Toren der Stadt sprechen die Bürger unter einander je schwäbisch oder fränkisch, bairisch oder oberländisch („montane"): infolge des die Sprache korrumpierenden Verkehrs mit den vielen verschiedenen die Stadt besuchenden Fremden (Kap. VI); die Kleidung in ihren einzelnen Formen, die teils durch den bürgerlichen Stand der Träger, teils durch die wechselnde Mode bestimmt werden —, nur die Patrizier und Senatoren halten an der alten und ehrwürdigen Tracht fest. Hinzu kommt eine Angabe des wichtigsten Gewerbes (Schmiede: Kap. V), der wichtigsten Einfuhrartikel (Kap. XVI), ein Ver-

such von Bevölkerungsstatistik wie bei Felix Fabri: jährlich werden 4000 Kinder geboren — dies und der Verbrauch an Getreide lässt auf 52000 Einwohner schliessen (Kap. XIII);[7] und es wird auch ein Bild von der städtischen Verfassung, der Verwaltungstätigkeit und Rechtspflege, von den sozialen Einrichtungen, den Hospitälern, Anstalten zur Armen- und Waisenversorgung etc. entworfen: im ganzen ein Gesamtgemälde von grosser Anschaulichkeit und Lebendigkeit, frei von Schematismus und Prunken mit Gelehrsamkeit, durch freimütige Aeusserungen von Missfallen über einzelnes und ebenso offene Schilderung des Elends wie des Glanzes sich abhebend von den üblichen Panegyriken, sich darin vorteilhaft auch unterscheidend von dem einseitigen Bilde Fabris.

Friedrich von Bezold hat in Hinsicht auf diese Beschreibung Nürnbergs den Scharfblick des Celtes in Erfassung der Wirklichkeit treffend verglichen[8] mit dem seines Vorgängers und Meisters Enea Silvio. Und in der Tat lässt sich die geistige Verwandtschaft des Franken mit dem Italiener leicht erkennen. Nicht allein, dass vielfach charakteristische Züge aus den Schriften des Enea bei Celtes wiederkehren; so in Bezug auf Nürnberg:[9] Der Name bedeutet Noricum mons; durch ihre zentrale Lage in Deutschland ist die Stadt besonders geeignet zum Sitze des Kaisers, der Reichstage; die Intelligenz der Bewohner, ihre Tüchtigkeit in Handel und Industrie ist zurückzuführen auf den sandigen trockenen Boden der Stadt; die Häuser der deutschen Bürger wetteifern an Pracht mit königlichen Palästen —: Nicht allein, weil er die Schriften des Enea mit Nutzen gelesen hat, sondern seine ganze Art, mit raschem Blicke das Wesentliche

7. In ähnlicher Weise war von Giovanni Villani schon Statistik getrieben worden: Burckhardt, Kultur der Renaissance. 8. Aufl. I. S. 81.

8. F. v. Bezold „Konrad Celtes, der deutsche Erzhumanist." Hist. Zeitschr. Bd. 49. S. 37.

9. Zu vergleichen oben Seite 24.

und Wirkungsvolle aus der Fülle des ihm Entgegentretenden herauszufinden, es mit scharfen Strichen zu zeichnen, die Kenntnis des Geschichtlichen, den Besitz der klassischen Bildung geschickt zur Vertiefung des Bildes zu verwerten, diese Art des Sehens und der Schilderung in engster Verbindung von Erleben und Studium zeigt Celtes auf Schritt und Tritt als Schüler des italienischen Reisekünstlers. Vor diesem zeichnet ihn aus das bei ihm noch weit stärkere Vorherrschen der eigenen Erfahrung und — in Bezug auf deutsche Volkskunde im besonderen — die durch seine Vaterlandsliebe bedingte grössere Umfänglichkeit seines Stoffgebietes. Andererseits wird seine wissenschaftliche Leistung benachteiligt dadurch, dass ihm die herzfremde Sachlichkeit des Ausländers natürlich mangelt, dass er in der Wahl und Darstellung seiner Objekte sich bestimmen lässt von Neigung und Abneigung, ja dass er zuweilen sogar, persönlichem Nutzen zulieb, das Bild der Dinge verfälscht. Bei der Beschreibung Nürnbergs, die er zu Dank und Lob und um den Lohn seiner vornehmen Gönner im Rate der Stadt schrieb, verschweigt er bei ausführlicher Erörterung der aristokratischen Geschlechtsverfassung, dass (seit 1379) auch acht Handwerker dem Rate zugeteilt worden waren;[10] und auch eine Entstellung des bevölkerungsstatistischen Ergebnisses ist ihm nachzuweisen gewesen.[11] Wenn nicht bewusste Fälschung, zu der ihm auch sonst der Wille nicht immer fern lag, so ist hier doch eine Folge der Unzuverlässigkeit auch in der wissenschaftlichen Arbeit zu erblicken, die im Leben die Führung seiner Ingolstädter Professur charakterisiert.[12]

Dabei bleibt es als sein Verdienst bestehen, dass seine Werke, die Gedichte und die „descriptio Nurinbergae" erreichten, was ihre Bestimmung war: dass sie in geeigneter

---

10. Th. Geiger. a. a. O. S. 23.

11. K. Hegel: „Chroniken der deutsche Städte. — Nürnberg." II. S. 504/5.

12. Darüber v. Bezold. Hist. Zeitschrift Bd. 49. S. 37—42.

Form propagierend die Gelehrten der Zeit hinwiesen auf die Reize und Reichtümer, die in der jungfräulichen Kleinwelt der Heimatkunde den Forscher erwarteten: seine Schüler sind sein Ruhm.

§ 5.

Schon der Frater Felix Fabri hatte den Mangel einer den modernen Ansprüchen genügenden Beschreibung Deutschlands nach Land und Leuten schwer empfunden, Konrad Celtes hatte sich die Ausfüllung dieser Lücke zum Lebensziel gesetzt: er war unter den Vorarbeiten dazu gestorben. Aber sein Wirken hatte Schule gemacht unter den jungen Gelehrten, und im Kreise seiner Freunde und Jünger kam der grosse Plan einer „Germania illustrata" nicht zur Ruhe. Vom Standpunkt der Historie aus suchten Wimpfeling, Pirckheimer, später Aventin und Beatus Rhenanus den Zweck zu erreichen, vom rein geographischen waren es vor allem die Wiener Schüler des Celtes: Suntheim, Vadianus, Glareanus und andere.

Jakob Wimpfeling knüpfte bewusst an Aeneas Silvius an, den er als den besten Schilderer Deutschlands zur Einführung in den Schulgebrauch empfiehlt.[1] Er selbst besorgte im Jahre 1515 eine Neuausgabe von der „Germania". Und er ist es, der die erste moderne Geschichte des deutschen Volkes schrieb, die „Epithoma rerum Germanicarum usque ad nostra tempora" 1505. „Sie zeichnet sich aus durch die stete Beziehung auf das literarische und künstlerische Leben jedes Zeitalters, politisches und geistiges Leben des Volkes gleichermassen umfassend."[2] Die Schilderung der deutschen Malerei, Plastik und Architektur freilich ist nur ein Rühmen,

---

1. B. Schwarz „Jakob Wimpfeling". 1875. S. 152. (In Wimpfelings „Diatriba" von 1514. Kap. VI.) Zu vergleichen auch Gallois a. a. O. S. 166.
2. Schwarz a. a. O. S. 179 f.

und auch die Charakterisierung der Deutschen: mit langer, kräftiger Gestalt, mit ihrem im Frieden freundlichen, im Kriege aber schrecklichen Antlitze, ihren flammensprühenden Augen und ihrer furchterregenden Stimme, mit Frömmigkeit, Züchtigkeit und anständiger Kleidung ist mehr getragen von Begeisterung als wissenschaftlicher Sorgfalt.

Mehr herrscht die Wissenschaft vor in Wilibald Pirckheimers „Germaniae perbrevis explicatio". Das Büchlein ist eine Verarbeitung der bewährten klassischen Autoren, beschränkt sich auf Schilderung des alten Deutschlands und gibt als eigene Arbeit nur antiquarische Studien über die Einordnung der alten Ortsnamen in die veränderte Lage der Gegenwart.[3] Auch er ist dabei erfüllt von patriotischem Selbstbewusstsein: er weist die Identifizierung der Deutschen und Franzosen durch Strabo energisch zurück: die ehemalig stammverwandten Franken haben sich unter dem Einfluss ihres Landes an Gemüt und Gestalt so verändert, dass sie nicht mehr zu den Deutschen gehören; dass diese untereinander zu einer Bruderschaft verbunden sind, davon zeugt noch das allgemeine freundliche Empfangen, Händebieten und der niederländische Kuss, die Kriegführung nach gleicher Art, der gleiche Bau der Häuser, und ausserdem die Gleichheit in sittlichen Anschauungen.[4] — Bei diesem stolzen Patrizier war jedoch ein liebevolles Eingehen auf das kleinere Leben des Volkes nicht zu erwarten: nur das Interesse am Heldenhafthistorischen und am Philologischen führte ihn bei seiner Arbeit.

Mehr Früchte für die Volkskunde könnte man im Gegensatz zu ihm vielmehr von Heinrich Bebel erwarten, der selbst als Bauer geboren war und zeitlebens den volkstümlichen

3. Ueber den grossen Wert dieser Studien: S. Günther: „Willibald Pirckheimer, der Wiedererwecker der Geographie in Deutschland." (Bayerland. Jahrgang IV.)

4. Zitiert von Seb. Franck. Chron. Germ. Vorrede Fol. V.

Geist in seinen Schriften walten liess. Seine „Facetien" sind eine Fundgrube für die volkskundliche Forschung, aber sie sind zum Zweck der Unterhaltung geschrieben, ohne wissenschaftliche Begründung. Wenn auch in gleicher Absicht verfasst, so dürfen doch seine Arbeiten zur Sprichwörtersammlung vielleicht eher ihm als Verdienst um die Volkskunde angerechnet werden: eins der wichtigeren Gebiete ist hier, wenn auch nur stoffsammelnd, zum erstenmal von einem Gelehrten in Angriff genommen. In seinem Entwurf einer deutschen Geschichte[5] beschränkt er sich auf reine Historie, ohne auf Länder- und Völkerkunde auch nur Streiflichter fallen zu lassen. Dasselbe gilt von seinem anderen historischen Werk: „de centum Suevorum pagis".

In gleicher Weise als Sammler sind auf Spezialgebieten der Volkskunde tätig gewesen Christoph Scheuerl und Hartmann Schedel, dessen umfangreiche Inschriften-Sammlungen aber bis heute unverarbeitet geblieben sind. Peutinger in seinen „Tischgesprächen"[6] pflegte ausschliesslich, wie Pirckheimer, die antiquarische Forschung ohne sondere Beziehung auf das Lebende.

Neben diesen Freunden des Celtes steht die Gruppe der Humanisten, die geradezu als seine „Schule" bezeichnet werden kann: das Gemeinsame und Wesentliche an ihren Arbeiten ist, dass sie die von alters her überkommene Wissenschaft in Verbindung bringen mit der lebendigen Gegenwart, mit dem Boden, darauf sie stehen, mit der Zeit, in der sie wirken, mit den Erfahrungen und Erkenntnissen, die sie selbst mit ihren Augen und Ohren erworben: Historiker und Geographen zugleich, suchten sie die Umwelt aus der Vergangenheit zu beobachten und zu verstehen.

---

5. Epitoma Laudum Suevorum. ed. Goldast. Rer. Suev. script. 1604. S. 28—45.

6. Sermones convivales. Abgedruckt in Schardius redivivus Tom. I p. 210.

Aventin formulierte seine Ansicht von der Aufgabe der Historie dahin,[7] dass es ihr gelte, die Länder und Völker, ihre Art und Lage, die Beschaffenheit des Bodens, die Religionen, Einrichtungen, Gesetze, neuen und alten Ansiedelungen und Reiche zu erforschen; und er wusste, dass dieses Ziel nur durch genaues Studium der Topographie und durch unermüdliches Wandern erreicht werden könne. Er selbst hatte Frankreich, Deutschland, Polen, Italien und Ungarn gesehen, und er meinte, nur diese eigene lange Erfahrung, der Anblick des Lebens, der Länder und Menschen habe ihn zum Historiker gemacht.

Das realistische Prinzip in der Geographie, deren Betrieb es bei trockener Gelehrsamkeit und leerer Spekulation so lange gefehlt hatte, scharf aufgefasst zu haben, ist der besondere Ruhmestitel des Vadianus.[8] Er strebte darnach, der auf induktiver Forschung ruhenden Erdbeschreibung im Kreise des akademischen Unterrichts eine würdige Stellung zu erringen. In seinen Scholien zum Pomponius Mela sowohl wie in der „Descriptio lacus Acronii“ — einem Periplus um den Bodensee — bringt er die Früchte der Autopsie zur Geltung; so berichtet er von einer Besteigung des Pilatus zur Erprobung der Volkssage von einem See, dessen Berührung unheilvolle Ueberschwemmung bringe. In langen Exkursen behandelt er zwischendurch historische Fragen, die Geschichte des Judentums, des Christentums, des Mönchswesens, sodass seine Bücher ebensogut in das Gebiet der Historie als in das der Geographie gehören; bei der Beschreibung Hollands erwähnt er voll Stolz den dort geborenen Erasmus. — Und gleich wie Vadianus verbanden Glareanus und Nikolaus Gerbel, Cuspinianus und manche andere histo-

---

7 Briefwechsel des B. Rhenanus, ed. Horawitz u. Hartfelder, S. 344 (vom 22. XI. 1525).

8. G. Geilfuss: „Joachim von Watt, genannt Vadianus, als geographischer Schriftsteller.“ Winterthur 1865.

risch-philologische Arbeit mit der geographischen im Sinne ihres Lehrers Celtes. Alle diese Schüler, auch die nicht direkt von Celtes angeregten, hielten sich aber auch zugleich völlig im Rahmen des vom Meister beschrittenen Gebietes. Neue Stoffe fand keiner hinzu, auch der nicht, der nun das Buch schrieb, welches eine Zusammenfassung des Wissens seiner Zeit um Land und Volk der Heimat sein sollte und somit als der erste abgeschlossene Versuch zur Erfüllung des allgemeinen Wunsches — nach der „Germania illustrata" — gelten kann: der dreiundzwanzigjährige Franziscus Irenicus mit seiner „Germaniae exegesis" von 1518.

Als Anhang dieses Buches wurde die Beschreibung Nürnbergs von Celtes gedruckt und damit die auf den grossen Plan des Meisters zielende Absicht des Verfassers kundgetan. Leitend war auch hier die Begeisterung für das Vaterland, der Schmerz darüber, dass es noch immer der Geschichtsschreiber entbehre, die seine ruhmvolle Vergangenheit, seine herrliche Gegenwart allen Völkern kundtun und der Nachwelt im Gedächtnis halten könnten. Und Wilibald Pirckheimer schrieb dem jungen Franziskaner eine Vorrede, in der er das Werk als die Erfüllung patriotischer Wünsche pries.

Sein überschwengliches Lob galt freilich nur dem Wollen, nicht dem Vollbringen. Das Buch ist eine Frucht sehr grossen Sammelfleisses, eine umfangreiche Zusammenstellung von Zitaten aus klassischen und modernen Autoren. Da stehen neben Ptolemaeus und Plinius — aber auch Hunibald (Lib. II. Cap. 30. Fol. 38b) — Sabellicus, Blondus, Eneas Silvius, Bebel, Wimpfeling, Cocleus, Peutinger („cui post Cunradum Celtem ramum tribuo": Lib. I. Cap. II. Fol. 2). Freilich übt der junge Autor viel „Kritik" an seinen Quellen: ganze Abschnitte sind mit Korrekturen an Strabo, Sabellicus, Blondus (Lib. II. Cap. XXX) und sogar an Celtes (Lib. IX. Cap. 9. Fol. 188b, Cap. 10, Fol. 189 etc.) gefüllt. Aber diese Kritik, wie auch alles, was er selbst beschreibt, schöpft er doch

nur aus fremden Quellen, aus Büchern oder Berichten von Augenzeugen; er selbst hat keine Reisen gemacht. Und wenn auch das ganze Werk von Anfang bis Ende getragen ist von einer glühenden patriotischen Begeisterung, die immer wieder hervorbricht, so ist es als Ganzes doch trocken, uneinheitlich und in jeder Beziehung nur ein Versuch einer wissenschaftlichen Arbeit: eine Kompilation.[9] Der Verfasser kennt selbst den Grund seiner Mängel: er hat eben nicht, gleich Celtes, durch die deutschen Lande fahren und alles, worüber er schrieb, selbst in Augenschein nehmen und erleben können (Lib. I. Cap. IX); er ist zwar der Ansicht, mehr Wert als alle Autopsie habe die geistige Durchdringung des Stoffes (Oratio protreptica am Schluss des Werkes, Fol. 8 b); aber eben diese Durchdringung ist an seiner Arbeit nicht zu finden. Bemerkenswert ist daran hauptsächlich, dass mehr als gewöhnlich das kulturgeschichtliche Element vertreten ist.

In zehn Büchern wird Deutschland geschildert nach seiner Lage, Einteilung, nach seinen Zuständen in alter und neuer Zeit. Dabei wechseln rein geographische Bücher (I, VII, VIII, X) mit genealogischen (III), historischen (V, VI), literarischen (IX) Abschnitten; zwei letzte Bücher (XI und XII) enthalten einen sehr ausführlichen Katalog der behandelten Gegenstände. Ueberaus bunt ist der Inhalt der einzelnen Bücher; so folgt z. B. im Lib. II aufeinander: 12) De humanitate et xenia, 13) De latrocinia, 14) De amicicia, 15) De fide, 16) De victu, 17) Quod ebrietas non tantum germanis ascribitur, 18) Mos comedentium veterum germanorum, 19) De vasis fictilibus, 20) De jure et poenarum afflictione, 21) De venatione etc. etc. — Im selben Buche zählt er dann zur Verteidigung seiner Landsleute gegen den Vorwurf der Barbarei — wie Trithemius in seinem Catalogus virorum illu-

---

9. Zudem ist die Komposition ausserordentlich liederlich; so ist z. B. die Reihenfolge der Kapitel im Lib. I: 26, 35, 40, 27, 28, 25, 30.

strium es auch getan hatte — eine grosse Reihe seiner berühmten Zeitgenossen auf, die grossen Gelehrten von Erasmus bis Melanchthon („alter praeceptor noster"), und 42 deutsche Theologen (Kap. 42), darunter „omnibus autem Germanis antesignanum Martinum Lutherum Witenbergensium ordinarium, publico nomine theologorum appellare honoris gratia voluimus, ob egregiam eruditionem a tali viro aucupatam". Darauf erfolgt dann wieder die weitere Schilderung altgermanischer Zustände. — Im siebenten Buche handelt Kapitel 24 von „wunderbaren Bergen: vom „Hirzelberge", in dem „Silvani" und „Satyri" hausen sollen, vom „mons Martis" in Westfalen, dem „Zum Berg", wo noch drei ehemalige Marsaltäre stehen sollen, wo nächtlicherweile Spukhaftes geschieht, vom „Calus mons" in Hessen, wo noch eine Fussspur Karls des Grossen zu sehen ist, von dem „Hechelberge" in Norwegen, mit seiner heissen und kalten Quelle, den schwarze Raben beständig krächzend umfliegen. — So vielseitig aber auch immer seine Schilderung ist, so bewegt sie sich doch nur auf alten Bahnen, nur dass eben alles bis dahin je Behandelte hier zusammengetragen ist: und zwar in Gegenüberstellung des neuen, gegenwärtigen Zustandes in Deutschland und des alten: aber ohne rechte Volkskunde. Einen Vergleich mit seinem Meister hält Irenicus in keiner Weise aus.[10] Das zeigt sich am deutlichsten dort, wo er sich an einem gleichen Gegenstande versucht, wie dieser: obwohl er ein so glänzendes Muster einer Stadtbeschreibung seinem Werke als Anhang beifügte, ist doch seine eigene Beschreibung Nürnbergs völlig wertlos und rein panegyrisch: „Non est in tota urbe quod contemnas" (Lib. III. Cap. 117).

So beruht denn der Wert der „Germaniae exegesis"

10. Darüber auch Gallois a. a. O. S. 186 f., wo er die Orographie des Irenicus mit derjenigen des Celtes vergleicht.

11. Zu vergleichen auch Lib. X. Cap. XII. Fol. 196b.

für die Wissenschaft ausschliesslich darauf, dass sie ziemlich vollständig den Stand der Kenntnisse repräsentiert, die vor ihm die deutschen Humanisten von Land und Leuten ihrer Heimat hatten; immerhin ein Dokument davon, wie bei Celtes und seiner Schule das geographische und historische Wissen und Interesse in patriotischer Begeisterung verschmolzen, wie Wissenschaft und Leben untrennbar verbunden waren.

Zwei Jahre nachher erschien das Buch, das nicht nur einen bedeutenden Fortschritt in der Wissenschaft bedeutet, sondern das hauptsächlich den Versuch rechtfertigt, von einer wissenschaftlichen deutschen Volkskunde bei den Humanisten zu reden. Weil der Verfasser dieses Buches aber bisher durch ein sonderbares Missgeschick von der Geschichte arg vernachlässigt worden ist, möge zunächst, soweit möglich, über ihn und sein Leben Licht gebreitet werden.

Zweites Kapitel.

Erhebung der Volkskunde zur systematischen Forschung durch den Humanismus.

§ 1.

Johannes Bohemus,[1] wie er sich selbst in Briefen nennt und nennen lässt, Boemus, wie er in seinen Büchern und späterhin meist genannt wird, oder Böhm, wie sein deutscher Name lautet, ist in Franken geboren: zu Aub, einem kleinen Städtchen der Diözese Würzburg, das an der Gollach, einem rechten Nebenflüsschen der Tauber, gelegen ist. Seine Geburt — direkte Anhaltspunkte zu ihrer Bestimmung fehlen

1. Um sich ein Bild von seinem Leben zu entwerfen, ist man angewiesen auf seine beiden Werke — den „Liber heroicus" 1515 und „Omnium gentium mores u. s. w." 1520, von denen weiterhin die Rede sein wird — und ein Dutzend Briefe: an Althamer, die von A. Ballenstedt in „Vita Althameri", Wolfenbüttel 1740, S. 61 ff., abgedruckt sind und im folgenden mit „Brief 1—8" zitiert werden, zudem an Wolfgang Richard, von denen zwei bei Schellhorn „Amoenitates literariae" 1725, Tom II, S. 497 ff. stehen, während die übrigen, bisher nicht gedruckt, einem handschriftlichen Kodex der Hamburger Sadtbibliothek angehören. Dieser Kodex, ein starker Band in Oktavformat, gilt als die von Wolfgang Richard selbst in seinem Alter angefertigte Sammlung der von ihm empfangenen und abgesandten lateinischen Briefe. Er enthält über 300 beschriebene Seiten mit fast 600 Stücken: viel wertvolle sind nicht darunter, es ist zum weitaus grössten Teile Korrespondenz mit seinem Sohne Zeno. Die Sammlung ist ohne ordnendes. Prinzip angelegt, die wenigsten Stücke sind datiert. Eine vollständige Abschrift von ihr befindet sich im Stadtarchiv zu Ulm. — Die hier hauptsächlich benutzten Stücke sind im Anhang II wiedergegeben.

— fällt wahrscheinlich in die achtziger Jahre des XV. Jahrhunderts.[2] Eltern und Verwandtschaft sind nicht weiter bekannt ausser zwei Oheimen, Johannes Zehender,[3] Parätianus in Aub, der seinem jungen Neffen viele Wohltaten erwies, und Jorius (Georg) Böhm,[4] der im Dominikanerkloster zu Hall in Schwaben achtundzwanzig Jahre lang Prior war.

Ebendort in Hall besuchte Johannes Böhm um das Jahr 1503 die Schule.[5] Vielleicht hielt er sich vorher oder später im Bambergischen Gebiete auf;[6] vor allem weilte er jedenfalls im Würzburgischen,[7] und hier im Frankenlande hatte er seine Heimat, auch wenn er einen grossen Teil seines Lebens in der Ferne zubringen musste.[8] Er widmete sich dem geistlichen Stande: wann und warum, ist jedoch ebenso in Dunkel gehüllt, wie sein Studiengang. Die Vermutung liegt nahe, dass er in Tübingen[9] studiert hat, wo seit 1497 Heinrich Bebel lehrte, mit dem er nachmals im Verkehr stand, und wo er vor allem seinen späteren intimsten Freund Wolfgang Richard kennen lernen konnte, der seit 1500 dort inskribiert war; sicherlich hat er eine sächsische Universität besucht.[10] Wo aber auch immer: jedenfalls hat er sich eifrig

---

2. Wenigstens würde nur diese Annahme oder eine ähnliche zu den wenigen bekannten Daten seines Lebens passen, man kann auch vielleicht annehmen, dass sein intimster Freund ungefähr gleichaltrig mit ihm war: und Wolfgang Richard ist 1485 geboren.

3. Liber heroicus, Zueignungsschreiben S. 3.

4. Im Brief 7 an Althamer am Schluss: vom 29. V. 1521.

5. Ebenda: „ibi ante annos 18 etiam in scolis tuis litteris desudavi“.

6. Zu vergleichen: „Omnium gent. mores etc.“ ed. Lyon 1541, Lib. III, S. 219.

7. Ebenda S. 226.

8. Ebenda S. 221 (speziell: . . . . „quae d e e x t e r n i s scribuntur“), auch S. 223 (Kap. Franken) „p a t r i a m e a“.

9. Weder die gedruckte Matrikel von Tübingen noch die von Heidelberg zeigt seinen Namen.

10. Er selbst sagt: „Quondam cum studiis dives me M i x n a foveret . .“ Lib. her. S. 8; aber auch die gedruckten Matrikeln von Leipzig, Erfurt und Wittenberg nennen ihn nicht; ebenfalls in der Frank-

und erfolgreich mit den verschiedensten Wissenszweigen beschäftigt: neben den theologischen Studien, die ihn als Priesterbruder ins Deutschherrenhaus zu Ulm führten,[11] trieb er hauptsächlich Geschichte und beschreibende Geographie. Von den alten Philosophen[12] und ihren Theorien über die Entstehung der Welt und des Menschen hatte er zwar eine Ahnung, aber sie galten ihm als irrig: er schloss sich lieber der kirchlichen Lehre an. Mit der Bibel und den Kirchenvätern (Augustin, auch „Berosus“) verglich er die Berichte der Ptolomaeus, Plinius, Solinus, Diodorus Siculus u. s. w.: die Fülle der klassischen Autoren, soweit sie damals einem Kenner des Lateinischen zugänglich waren. Denn Bohemus hat nur Lateinisch gelernt,[13] das aber freilich bis zu einer weit das gewöhnliche Mass übersteigenden Fertigkeit klaren und lebhaften Ausdrucks.[14] Auch seine Verse sind meist glatt und

---

furter Matrikel, wo eine Andeutung ihn suchen lässt, ist er nicht zu finden; vergl. Liber her. S. 16: „Vidimus elapso pauxillo tempore pestem Grassari nimium coeptam per moenia cuncta Et campos Oderae . .“

11. Zu vergleichen Voigt: Geschichte des deutschen Ritterordens in seinen 12 Balleien in Deutschland, 1859, Bd. 1, S. 280: „Zur Aufnahme der Priesterbrüder in den D. Orden war nicht adelige Geburt erforderlich, wohl aber gewisse Kenntnisse, besonders genaue Bekanntschaft mit dem kirchlichen Ceremonial und den gottesdienstlichen Gebräuchen, die sie sich z. T. auch erst in einem ein Jahr lang dauernden Noviziat erwerben konnten.“

12. „Omnium gentium mores u. s. w.“ ed. 1541, S. 18, (Kap. 2).

13. Brief 8 an Althamer: „Graecis et Hebraicis literis eum imbutum scribis (sc. Fabricium Capitonem) quas ego nondum intellegere, sed nec legere scio“. Zu vergleichen auch Brief 3 an Alth.: „Graecum esse videtur (sc.: „Gertophius Ulmanus“), eius interpretationem mihi quoque scribe“.

14. Gallois „Les géographes allemands de la renaissance“ S. 235 f. führt eine Stelle aus Böhms Hauptwerk (ed. 1541, S. 211 f.) an, die er irrtümlich Seb. Münster zuschreibt (sie war, wie so vieles, von Münster wörtlich in seine Kosmographie hinübergenommen, erst deutsch 1544, dann 1550 im lat. Original in die lateinische Kosmographie, mit sehi

schlicht. In gleicher Weise wie die Alten studierte er die neuen Autoren: Sabellicus, Aeneas Sylvius, Baptista Mantuanus nicht nur, sondern auch Konrad Celtes,[15] Jakob Wimpheling,[16] Henricus Glareanus,[17] Nauclerus; und er scheint die grossen damals die Gelehrtenwelt beschäftigenden Diskussionen[18] mit Teilnahme verfolgt zu haben, wenn auch seine Stellung nirgends hervortritt. Erholung und Erheiterung von seinen Arbeiten aber suchte er nicht wie so viele seiner Standesgenossen in rohsinnlichen Freuden, sondern bei der edlen Frau Musika: bei Gesang und Saitenspiel.[19]

Als ein solcher „vir doctissimus et humanissimus" erscheint Johannes Bohemus im zweiten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts im Hause des Deutschordens zu Ulm.[20] In dieser

---

charakteristischen Auslassungen freilich; darüber späterhin), — und er meint dazu bewundernd: „N'y a-t-il pas dans ce passage (über die Bauern) quelque chose de l'amertume de la Bruyère?"

15. Brief 4 an Althamer, Omn. gent. mor. Lib. 3, Kap. 12: Zitat aus Celtes.

16. Brief 1 an Alth.

17. Brief 5 an Alth.

18. Brief 3 an Alth.: „De illo Gertophio Ulmano, qui Erasmi Mastyga insectatur, nihil scio. Mutuatum nomen est, quemadmodum illud Triumphi Reuchliniani. Quaere tamen, quid nomen illud sibi velit." —

Der im 12. Kap., Buch III, von „Omnium gentium mores" sich findende Ausdruck „Phalarides" für: „grausame Adlige" könnte vielleicht auf eine Bekanntschaft mit Huttens 1517 erschienenem Dialoge „Phalarismus" hinweisen.

19. Liber heroicus S. 17:

„O quot nos hodie mentis propellimus illis
Desidis affectus, horrendaque crimina: saepe
Conspicimus melicum festa post prandia luce:
Dum ludo suavique mero venerique vacantes
Aut aliis vitiis alii praestantius auro
Tempus contererent, solum residere quiete in
Conclavi: et duplici palma percurrere nervos:
Voce vel arguta carmen cantare notatum."

20. Auf Seite 3 des Lib. heroicus 1515 als „J. B. Aubensis Theutonicorum ordinis presbyter . . . Ulmae datum ex domo nostra Theutonica.

Stadt hatte sich ein Kreis von humanistisch gebildeten und interessierten Männern zusammengefunden, ähnlich, freilich bei weitem nicht so bedeutend, wie in den anderen Mittelpunkten Oberdeutschlands, in Augsburg und Nürnberg. Die Rolle Peutingers oder Pirckheimers dort spielte hier etwa Wolfgang Richard.[21] Zu Geisslingen 1485 geboren, in Tübingen zum Doktor der Philosophie und Medizin promoviert, seit 1513 als Nachfolger des Doktors Stockar Arzt für Ulm und die Klöster und Dörfer der Umgebung, war er zugleich als Freund und Förderer aller humanistischen Bestrebungen tätig. In seinem Hause fand sich zu fröhlichen Gelagen, die durch gelehrte Gespräche gewürzt wurden, zusammen, was an Freunden der neuen Studien in Ulm wohnte oder die Stadt auf Reisen berührte und auch in den Klöstern der Umgebung lebte. Bei Neckar-, Rhein- und Etschwein genoss man da alle Freuden eines gebildeten Umganges: Schwelgen in antiken Fantasien, und gegenseitiges Lobpreisen und aristokratisches Erheben über das gemeine Leben. Zuweilen zogen dann auch die Städter hinaus, um bei ihren Freunden in den Klöstern einzukehren, zum Wiblinger Benediktinerkloster, wo ein Maurus Hochstädter und Bartholomeus Stoer („Stella“) der Dichtkunst und Philosophie lebten, zum Elchinger Kloster, wo Johannes Phileremus, der tüchtige Lateiner und Grieche, wo Andreas Dyrlin, erst Frater, später Prior dort, die Gesellschaft bewirteten. — Von ihren ständigen Mitgliedern ist keiner zu höchstem Ruhme gelangt: meist waren es bescheidene Leuchten im kleinen Kreise: Nikolaus Ellenbogen, Mönch und Prior in Ottenbeuren, der sich mit Mathematik und Astronomie befasste; Daniel Mauch, der später Sekretär beim Kardinal Campegius war und bischöflicher

---

21. Ueber ihn und den Ulmer Humanistenkreis zu vergleichen: Th. Keim „W. R., der Ulmer Arzt, ein Bild aus der Reformationszeit.“ Theologische Jahrbücher, herausgegeben von Chr. Baur und E. Zeller, Bd. XII. 1853 Heft 3. R. schreibt seinen Namen selbst Rychard.

Vikar in Worms; Nikolaus Schmierner, Dominikaner in Ulm, dann Aktuar des Pfalzgrafen von Baden; Kaspar Volland, später Kanzler Ulrichs von Württemberg, Jodokus Hesch aus Geisslingen, Ludimagister in Rottweil, Blaubeuren, Ravensberg, der nach dem Tode seiner Frau Kartheusermönch zu Ittingen in Thurgau wurde. Aber man stand doch in Verbindung mit der grossen Welt und mit den grossen Männern: so Augustinus Marius (Mayr) aus Lehr bei Ulm, der spätere Wiener Professor der Theologie, ein Liebling des Erasmus; und Johann Magenbucher, erst Schulmeister in Ulm, dann der Mitarbeiter Melanchthons. Vor allem aber hatte Richard selbst durch seine Tübinger Studien bedeutende Freundschaften sich erworben, die nun eifrig durch Briefe und Besuche gepflegt wurden: mit Heinrich Bebel, Urban Rhegius, Jakob Locher Philomusus, Johann Alexander Brassicanus.

In diesem Kreise dichtete Johannes Bohemus, der intimste Freund Wolfgang Richards, von den Grossen und Kleinen mit gleicher Hochachtung geschätzt, seine Carmina und Elegien, schrieb er seine Bücher. 1515 erschien der „Liber heroicus“,[22] ein kleines Heft von 22 Blättern, als Gabe der Dankbarkeit dem Oheim Zehender in Aub gewidmet, begleitet von der Bitte, es den Aubensern zu zeigen, denen vielleicht die Studienvollendung des Autors bislang verborgen geblieben. Auf dem Titelblatt steht keines Verfassers Name. Von den 32 Gedichten haben indessen 25 Johannes

---

22. Sein vollständiger Titel lautet: „In hoc libello continentur Liber heroicus de Musicae laudibus. Carmen sapphicum de laude et situ Ulmae civitatis Imperialis Sueviae. Oratiunculae item Metricae sex, ad sex sanctissimas personas: quae nostrae redemptioni interfuerunt. Quaestio quaedam Theologica, quattuor anni partes cum studiis suis complectens. Elegiae duae quarum prima quattuordecim beatae virginis Mariae gaudia: altera tercentum eiusdem virginis nomina comprehendit. Cum multis aliis Eppigrammatibus.“ Am Schluss: Apud Jo. Miller, Aug. Vindelicorum, 14. Dez. MDXV.

Bohemus zum Vater, der sich im Bewusstsein der guten Verskunst voll Selbstgefühl dazu bekennt: „J. B. A. Theutonicus dominus, non latinus" (so Seite 18, 24 und 40). Begleitverse haben Bebel, Richard, Johannes Pinicianus, Andreas Dyrlin, Philomusus beigesteuert. Das Büchlein trägt den Namen von einem 12 Seiten umfassenden Gedicht „Libellus de iucundissimae Musicae laudibus"; das ist ein gemütvolles, zuweilen launiges Loblied von der überall im Leben wirksamen Macht des Gesanges, von der in tausendjähriger Geschichte nun zu wunderbarer Schönheit vollendeten Instrumentalkunst, von dem Lohn des Verehrers der Musen: hohen Ehren und Seelenfrieden (S. 6—18). — In einem weiteren grösseren Gedichte (S. 20—23) folgt dann „Lob und Beschreibung Ulms der Hauptstadt Schwabens", wodurch der Zugewanderte seiner neuen Heimat den Dankzoll abtrug. Die guten Sapphischen Verse unterscheiden sich vorteilhaft von vielen ähnlichen Dichtungen jener Zeit: freilich wird nicht ganz auf die üblichen typischen, den klassischen Mustern entnommenen Preismotive verzichtet, aber mit Geschick werden die charakteristischen Vorzüge Ulms hervorgehoben, so seine gesunde Kanalisation, seine weitberühmte Stadtkirche. — Die nächsten Gedichte sind schulmässige Stilübungen schlichtester Art: Es sind religiöse, theologische Stoffe nach der Schablone gezeichnet, z. B. „Archilochium tetrametrum Dactylicum ad sanctas dei genetricis sorores" (S. 26) oder „Tercentum nomina beatissimae semper Virginis Mariae ex sacris literis non sine poetae labore expiscata comprehendens" (S. 36), und ähnliche. Den Schluss bilden persönliche Dedicationen. Ein grösseres Gedicht aber verdient noch besonders genannt zu werden, das des Verfassers eigenste Züge trägt: „Die vier Jahreszeiten mit ihren Bestrebungen" (S. 27—31).[23] Der Frühling beginnt den Reigen: mit grossem Geschrei suchen die Wandervögel ihre heimat-

23. Als „quaestio Theologicalis" auf dem Titelblatte angekündigt.

lichen Dächer wieder auf; da beginnt die Biene ihre emsige Arbeit, und ihr nach der Mensch in Acker und Weinberg. Auf den Halden sammeln die Mädchen Veilchen und Rainweide in ihre Körbchen, und das arme Weib mit ihren Kindern sucht im Walde Beeren für den Stadtmarkt zum Lebensunterhalte. Dann kommt der Sommer mit Kuckucksruf und Nachtigallenschlag, mit seiner glühenden, erschlaffenden Hitze am Tage und dem erfrischenden Bade am Abend. Er bringt die Mühen und Freuden der Ernte auf dem Felde, der Herbst bringt die Früchte des Obstgartens und zum Schluss die neue Kornaussaat. Mit 4 Stieren fährt danach der Bauer von den Bergen ins Tal hinab Holz für die Kamine: denn nun kommt der Winter mit seinem Frost. Jetzt wird die Ernte verkauft, jetzt werden die auf der Eichelweide gemästeten Schweine geschlachtet: man verbringt die Tage mit Essen und Trinken, mit dem Würfelbecher oder Kartenspiel am warmen Herde, oder man scherzt bis spät in die Nacht mit den Mädchen in der Spinnstube: jetzt ist auch die Zeit für Hochzeitsfeiern. Weihnachten kommt und nach dem Beispiele des Herrn beschenken sich die Menschen gegenseitig: mit einem Kapaun oder Hasen, Kuchen oder vergoldeten Aepfeln. Und nach wenigen Ruhewochen kommt abermals frohe Festzeit: die lustige Fastnacht; als Gespenster verkleidet springt das Volk und tanzt auf den Gassen und Plätzen Tag und Nacht schmausend umher[24] — der Dichter dieser Distichen war weder durch die Priesterweihe noch durch

---

24. Als Probe:

„Induimus larvas lemurum strigumque figuris
Peiores: nigris Eumenidumque typis.
Hoc habitu rapimur (quondam ceu Baccha sacerdos)
Per cunctos vicos, per mediumque forum.
Curas cantamus Paphiae, saltamus in altum:
Per totas noctes mandimus atque dies.“

Der Dichter scheint selbst solche Tage mitgefeiert zu haben; das bedeutet: nicht allzufrüh hat er sich der geistlichen Laufbahn gewidmet.

seine gelehrten Studien aus dem heimatlichen Boden gerissen, sondern er wurzelte fest und hing mit Liebe an dem Volke, aus dem er hervorgegangen.

Während der Jahre von 1517 bis 1520 arbeitete Bohemus an seinem Hauptwerke, das bei Sigismund Grimm, dem Augsburger Humanisten und Arzt — dem es zugleich gewidmet war — gedruckt wurde und herauskam. Auch das neue Buch — sein erstes wissenschaftliches[25] — hat keinen so grossen Umfang; es sind 80 Folioblätter Text nebst 7 Blättern Vorrede, Register usw. Der Titel lautet: „Repertorium librorum trium Joannis Boemi de omnium gentium ritibus. Item Index rerum scitu digniorum in eosdem. Cum privilegio Papali ac Imperiali.“ Es folgen einige Seiten mit Kapitelübersicht und alphabetischem Inhaltsverzeichnis (nach den Randnoten), dann ein zweiter Titel: „Omnium gentium mores leges et ritus ex multis clarissimis rerum scriptoribus a Joanne Boemo Aubano sacerdote Teutonicae Militae devoto nuper collectos: et in libros tris distinctos Aphricam, Asiam, Europam, optime lector lege.“ Die Ulmer Freunde gaben ihre Empfehlungsverse mit. Der junge Andreas Althamer aus Gundelfingen schrieb die Nachrede („Paleosphyra“).

Der Inhalt des Buches stellt sich, wie der Titel andeutet, dar als im Wesentlichen eine Sammlung von Exzerpten aus alten und neuen Schriftstellern, von denen 19 in der Vorrede, 8 andere zerstreut im Texte genannt werden — „ut in uno libro conscriptos haberes, facileque quando usus deposceret, invenires“. Gegenstand sind die Sitten, Gebräuche und Gesetze der Völker, die Schauplätze ihres Lebens, ihre Sprachen, Beschäftigungen, die Weise ihrer Nahrung, Kleidung und Wohnung: kurz, eine allgemeine Völkerkunde. Die Gliederung des Stoffes ist dem Muster des Pomponius Mela nachgebildet, aber in umgekehrter Anordnung. Auf den ersten 16 Folioblättern werden die Völker Afrikas, von Westen nach

25. Aus dem Anfang der Widmungsepistel. Das Titelblatt s. S. 145.

Osten zu aneinandergereiht, geschildert, auf den nächsten 24 diejenigen Asiens, auf den letzten 40 Blättern die Völker Europas vom Osten zum Westen.

Als den Zweck des Buches gibt der Autor an: Es solle den vielen, denen es die Verhältnisse nicht gestatten, die Welt selbst zu durchreisen und sich persönlich durch Anschauung die Vorteile und Annehmlichkeiten zu verschaffen, die eine Kenntnis der Sitten und Eigenschaften vieler und fremder Völker gewährt, einen bequemen Ersatz bieten. Somit gehört das Werk in die Reihe der geographischen Lehrbücher, die in jenen Jahren das ausserordentliche Interesse des breitesten deutschen Publikums fanden. Noch immer war der, welcher sich über die Erde und das Leben auf ihr unterrichten wollte, angewiesen auf die grossen Sammelwerke des Altertums, die in immer neuen Auflagen ihm dargeboten wurden; noch hatte Enea Silvio mit seinem kühnen Plan einer neuen Kosmographie keinen Nachfolger gefunden. Seit der „Cosmographiae Introductio" des grossen Waldseemüller freilich, die im Jahre 1507 zu St. Dié erschienen war, pflegten auch die Lehrbücher der mathematischen Geographie und Astronomie kurze Abrisse der Erdbeschreibung zu enthalten, in denen die wichtigsten Angaben aus den alten Autoren mit den Nachrichten von den grossen Entdeckungen kompiliert wurden.[26] Die Beschreibung aber ward durchaus vom Einfluss des Ptolemaeus bestimmt, die geographischen Ortsbestimmungen standen im Mittelpunkt und im Uebrigen zog man die physikalische Geographie unter Aufzählung vieler trockener Namen vor; das anthropogeographische Element hingegen spielte eine sehr geringe Rolle, wie denn auch dessen Vertreter im Altertum, Strabo, den deutschen Geographen der Renaissance unbekannt blieb — Enea Silvio war der Einzige, der im XV. und Anfang des

26. Wie z. B. die „Luculentissima terrae descriptio" des Johannes Schöner von 1515. Darüber Gallois a. a. O. S. 78, 97, 103.

XVI. Jahrhunderts auf seinen Spuren gewandelt war[27] —, bis er endlich im Jahre 1523 zu Basel seine erste Ausgabe in Deutschland erfuhr. So bildet dann das Buch des Johannes Bohemus eine Ergänzung zu der von den berufsmässigen Geographen geübten einseitigen Pflege ihrer Wissenschaft: es ist eine originale Zusammenfassung des damaligen Wissens um die Völker der Erde. Das rein Geographische tritt durchaus zurück und bildet nur den Rahmen für die Schilderung der Bewohner. So kann man das Buch wohl als das erste Kompendium der Völkerkunde bezeichnen. Durch seine feste und klare Komposition steht es an wissenschaftlichem Werte hoch über dem Werke des Irenicus und ähnlichen Kompilationen.

Die Bedeutung des Buches für den besonderen Zweck dieser Untersuchung — den Nachweis einer humanistischen deutschen Volkskunde — wird späterhin erörtert werden. Zunächst möge das Lebensbild des Verfassers weitergezeichnet werden, soweit es möglich ist.

Mit dem Abschlusse des Hauptwerkes war die wissenschaftliche Tätigkeit des Bohemus nicht erschöpft. Im selben Jahre, da seine Völkerkunde herauskam, machte er sich an eine Uebersetzung der Ovidischen Metamorphosen;[28] zwar kam er damit nicht zustande, wenigstens ist nichts von ihr weiter bekannt; aber allein schon das Unterfangen ist bemerkenswert, insofern als die erste deutsche Uebersetzung der „Verwandlungen" tatsächlich erst in den vierziger Jahren erschien.[29]

Aehnliches Missgeschick traf auch ein weiteres Werk: die deutsche Uebersetzung einer Schrift, die im Jahre 1520

---

27. Darüber Gallois a. a. O. S. 155; Voigt, Wiederbelebung usw II [3] S. 190 ff.

28. Brief 3 an Althamer vom 8. Dezember 1520: „Metamorphosim Ovidei Theutonicam facio."

29. 1545 Kolmar: von Jörg Wickram; auch 1545 Mainz (nach Degen: Versuch einer vollst. Literatur usw.).

von Augustinus Niphus[30] verfasst war. Der Inhalt war eine Widerlegung der astronomischen Konjekturen eines Johannes Hasfurt, Johannes Carion und anderer, die für das Jahr 1524 eine grosse Sintflut prophezeit und dadurch weite Kreise in Schrecken versetzt hatten. Zur Beruhigung dieser Irregeführten, zu denen auch sein Freund Richard gehörte,[31] schrieb Bohemus seine Uebersetzung;[32] sie ist uns nicht erhalten worden.

Nach dem „liber heroicus" sind zwar keine Gedichtpublikationen von ihm bekannt, aber in freundschaftlichem Verkehr kargte er nicht mit Gaben seiner Muse.[33] Aber nicht nur in eigenen Gedichten zeigte er sein metrisches Talent, sondern auch in Umschreibungen: er verfasste einen kurzen Auszug aus dem Psalter des heiligen Hieronymus in der Form von Distichen; ausser einem Gedicht, das Wolfgang Richard als Geleit für die Veröffentlichung geschrieben hat,[34] ist aber auch von dieser Arbeit jede Spur verloren.[35]

In das Jahr 1520 fällt der Beginn der Freundschaft Böhms mit dem jungen Andreas Althamer,[36], von der ein reger Briefwechsel direktes Zeugnis ablegt. Althamer befand sich

---

30. Gessneri Bibl. f. 105 ff.: Aug. Niphus 1520. Aug. Vindel. 4° „Libri tres de falsa diluviae prognosticatione." Bohemus hat seine Uebersetzung für Joh. Heybler verfertigt: Brief an Richard bei Schelhorn II S. 497.

31. Brief an Richard vom 6. Febr. 1524 bei Schelhorn II S. 479.

32. Spätestens im Jahre des zitierten Briefes, also 1524, Febr.

33. Z. B. in den Briefen an Althamer 1, 4 u. 5; auch Begleitverse zu Althamers Taciteskommentar 1536; desgleichen im Manuskriptkodex fol. 38 b, 51 a, 87.

34. „In compendiariam brevitatem minoris psalterii a divo Hieronymo excerptum: et iam latina Musa a Bohemo per dysticha redditum sapphicum Vulcani Rychardi ad lectorem" (6 Strophen). Im Manuskriptkodex fol. 254.

35. Dasselbe muss von dem „tractatulus ille meus Bohemicus" gesagt werden, um den er Richard einmal bittet: Im Man.-Kod. fol. 261b.

36. Darüber auch Theodor Kolde „Andreas Althamer" S 6 ff.

damals zu Studienzwecken in Leipzig und Bohemus hielt ihn nicht nur über die Personalverhältnisse in Ulm und den gemeinsamen Freundeskreis auf dem Laufenden, eröffnete ihm durch Empfehlung an seine eigenen Bekannten in der Ferne neue ehrenvolle Verbindungen, so vor allem mit Wilibald Pirckheimer,[37] sondern nahm auch teil an den wissenschaftlichen Bestrebungen seines jüngeren Freundes, die sich vor allem auf deutsche Altertumskunde erstreckten. Bohemus gab die Anregung zu dem Erstlingswerke Althamers „Ueber die 100 Gaue Schwabens": ein kleines Schriftchen, das der Student seinem Oheim, auf dessen Kosten er studierte, zum Beweise seines Fleisses 1521 übersandte. Schon damals aber war Althamer beschäftigt mit den Vorarbeiten zu seinem späteren grossen Tacitus-Kommentar, der freilich erst 1536 erschien und ihm den Ruhm, einer der besten Kenner deutschen Altertums zu sein, eintrug. In diesem Kommentar ist die Nachwirkung des Böhmischen Einflusses nicht zu verkennen, z. B. stammt unzweifelhaft aus dieser Quelle Althamers seltene Ansicht vom Ursprung des Wortes Gau = pagus von πηγή Bach, worüber in den Briefen seines Ulmer Freundes ausführliche Erörterungen sich finden.[38]

Von keiner Zeit des Lebens liegen soviel Nachrichten über Bohemus vor, als eben von diesen Jahren, da er auf der Höhe seiner Tätigkeit in Ulm stand. Seine Gesundheit war ständig schlecht: Jahr für Jahr musste er heilende Bäder aufsuchen. Als ihm einst die Möglichkeit eröffnet wurde, als Begleiter eines Ordenskomthurs nach Italien zu reisen,

---

37. Die betreffende Briefstelle, die zugleich die einzige ist, wodurch das Verhältnis des Bohemus zu Pirckheimer beleuchtet wird, lautet: „De domino Wilibaldo Pirckhamero idem persuaderem (sc. Besuch und Gruss). Scribam ad eum, quam primum mihi aliquid impressum fuerit. Nam ad ea beneficia, quibus me excepit, vacuus ad eum scribere non audeo:" im Brief 1 an Althamer.

38. Brief 4 u. 5 an Althamer. Dazu in Althamers Comment. in Tac. 1536 S. 274.

vereitelte seine Krankheit diesen Plan (Man.-Kod. Fol. 220). Von der im Winter 1520 auf 21 in Schwaben wütenden Pest blieb er verschont, obwohl sein Vorgesetzter im Deutschhause ihr zum Opfer fiel; doch er schwebte in unausgesetzter Sorge um sein Leben.[39]

Als aber die Gefahr gewichen war, verfiel er in schwere Krankheit, die ihn gänzlich entmutigte. Im August begab er sich zur Kur nach Baden zu den dortigen warmen Quellen. Ueberraschend gut war der Erfolg: „Er hat abgetan in unseren badensischen Thermen, seine gerunzelte Stirn und das Antlitz eines Jünglings wieder erlangt. Auf den ersten Anblick wirst Du ihn nicht wieder erkennen," schrieb sein Freund Schmierer über ihn an Richard (vom 18. September 1521 aus Baden. Man.-Kod. Fol. 217)[40]. Ende September kehrte Bohemus nach Ulm zurück mit leerem Beutel,[41] aber gesund.

In seinem Hauptwerke deutet keine Spur darauf hin, dass der Autor irgendwie in nähere Beziehung getreten sei zu dem grössten Streite, der damals Deutschland zu erfüllen begann. In gründlicher Ausführung wird von Bohemus das Gebäude der christlichen Kirche mit allen seinen Institutionen geschildert (12. Kap. Lib. II), auf das Mönchsgezänk der Theologen aber keine Anspielung gemacht.[42] Franziscus Irenicus hatte schon 1518 in seiner „Germaniae exegesis", als er von Sachsen und Wittenberg sprach, Luther gerühmt,

---

39. Brief 2 an Althamer: „Ego quidem, ut scis, homo mollis et pusillanimis anxius de mea salute, nonnihil mihi ipsi subtractus atque alienatus fui."

40. Brief 8 an Alth.: „Mihi nihil reliquum, quam quem adspecto interitum. Elumbis homo sum; Machaeram, qua conficiendus sum, in podice gesto."

41. Man.-Kod. fol. 217: „Expolita est et crumenula sua expolitissima: nihil ponderis, nihil gravitatis in ea: libera iam et vacua cantabit coram latrone securissima: tanta vis aquae nostrae."

42. Im Gegenteil sagt er vom Sachsenlande: Lib. III Kap. 13 S. 215: „Christianam fidem . . . quam hodie cum caeteris Germanis religiosissime observat".

den „antesignanus“ deutscher Gottesgelehrtheit;[43] bei Bohemus findet sich nichts davon, obgleich die sonst noch die Gemüter damals bewegenden Probleme ihre Schlaglichter auch in seine wissenschaftliche Darstellung werfen. Er hält nicht zurück mit seiner Entrüstung über die bedrückte Lage der Bauern (Lib. III, Kap. 12, S. 206 f., S. 211), über den Unfug der Frauenhäuser (S. 232), mit der Verurteilung der kaufmännischen Aussaugung (S. 231), mit seiner Abneigung gegen das Eindringen der gelehrten Juristen in die Rechtsprechung (S. 208).

Aber natürlich konnte sich damals keiner so weit abschliessen, dass der Strom, der alles mitzureissen begann, ihn nicht wenigstens streifte. In eben den Tagen, da des Bohemus Buch ausgegeben wurde, erschienen die wichtigsten Streitschriften Huttens, erschienen die grossen Reformationsprogrammschriften Luthers, und dem über die Alpen zum Reichstage heranziehenden päpstlichen Legaten schienen Neunzehntel der deutschen Nation auf Seiten der Angreifer zu stehen. Von Anfang an hatte sich Süddeutschland beifallend der von Sachsen ausgehenden Bewegung zugewandt. Es waren hier die Zentren der humanistischen Bildung, wo die Kampfrufe begeisterten Widerhall fanden. Hier schrieb Pirckheimer seinen „Eccius dedolatus“; Nürnberg als die erste Stadt in Franken erklärte sich für Luther. In Augsburg traten Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Konrad Peutinger, Oecolampadius, Urban Rhegius für ihn ein. Da konnte Ulm, die Hauptstadt Schwabens, nicht fehlen: die Reformation fand einen begeisterten und tätigen Verfechter und Verbreiter in dem Arzte Wolfgang Richard.[44] Schon 1520 nannte dieser den Wittenberger Prediger „einen zweiten Elias“[45]

---

43. Davon in Kap. I § 5, oben S. 58.

44. Darüber Th. Keim: Die Reformation der Reichsstadt Ulm, 1846 und von demselben: „Wolfgang Richard“ in Theol. Jahrb.: XII 1853.

45. Schelhorn, amoenit. Liter. I S. 297.

und am 28. Januar 1521 bekannte er sich in einem Briefe an Hegendorfer in Leipzig unumwunden als Lutheraner und konnte da versichern, Luther werde in ganz Schwaben gefeiert, die Mönche aber allgemein gehasst.[46] Mit unermüdlichem Eifer betrieb Richard die Propaganda für die von ihm ergriffene Partei; er setzte seinen ganzen grossen Einfluss in Ulm und Umgebung dafür ein: schon im September 1522 konnte er in einem seiner laufenden Berichte an Magenbuch in Wittenberg schreiben, auch in den Klöstern Blaubäuren, Elchingen, Wiblingen beginne das Evangelium sich zu rühren.

So ist es selbstverständlich, dass auch derjenige, der ihm zu jener Zeit wohl am nächsten stand, bedrängt wurde, die alten Bahnen zu verlassen. Es sind einige Briefe erhalten (Man.-Kod. Fol. 50b und 247 ff.), in denen er um Johannes Bohemus wirbt: Gedichte, die an den Humanisten vor allem sich wenden: weil doch die ganze Schar der Poeten auf Seiten Luthers stehe, solle auch er nicht zögern, nach dem viele sich richten, der durch sein Beispiel der guten Sache einen grossen Sieg schenken könne. (Fol. 248.) Aber die Bemühungen blieben vergeblich. Anfang des Jahres 1521 rief er den gemeinsamen Freund Hegendorfer zu Hilfe: Von Nah und Fern sollten beständig die Mahnrufe den Zögernden treffen. Jedoch auch das half nichts. Böhm blieb fest bei seiner Fahne. Eck war ihm der Verteidiger des alten guten Glaubens, Luther nur der Urheber der Spaltung (Fol. 51a). Wohl stimmte er den Gegnern bei in der Missbilligung der kurialen Uebelstände und Missbräuche; aber wenn Richard verallgemeinernd auf die faulen Bäuche der Mönche schalt, so wies er mit Selbstgefühl auf sein eigenes Dasein hin. Seine Weisheit war: beide Seiten muss man ansehen; alles hat seine Schwächen.[47]

---

46. Schelhorn, am. Lit. II S. 509.

47. A. a. O. „Ad dextram videas pariterque sinistra: Efficit officium pro modo nemo suum."

Ohne von seinem ablehnenden Verhalten bekehrt zu sein, ohne aber auch die Freundschaft mit Richard und den anderen Genossen, die wie Hegendorfer, Hornburger, Althamer sich schon bald dem neuen Glauben angeschlossen hatten, aufgeben zu müssen, verliess Bohemus im Sommer des Jahres 1522 Ulm und siedelte auf Anordnung seines Ordens in das Deutschhaus zu Kapfenburg, nordwestlich von Ulm, über. Er war zunächst mit dem Tausche im Ganzen wohl zufrieden: die Ordenszucht war dort um vieles milder als in Ulm; er konnte gehen, wohin es ihm beliebte und in Wald und Wiesen seine Unterhaltung suchen. Er fühlte sich in der ländlichen Natur wohler als je. Allgemach aber begann er unter der Einsamkeit zu leiden, er begann den anregenden Verkehr mit den fröhlichen und gebildeten Freunden sehr zu entbehren; kein Gleichgesinnter war in seiner Nähe, so musste er glauben, von den Musen selbst verlassen zu sein; nur Wolfsgeheul und Hundegebell war um ihn zu hören (Fol. 261b). Flehentlich bat er darum die alten Gefährten um häufige Nachricht; und so gern sie auch dem Verlassenen in seiner Einsamkeit mitleidig Briefe über Briefe schickten, sie konnten ihm nicht genug tun. Hier in Kapfenburg wandte er sich dem Studium der religiösen Streitfragen zu, und was keinem Drängen der Freunde gelingen konnte, das erreichte hier die Einsamkeit und gewissenhafter Fleiss. Er ward von der Wahrheit des Lutherischen Evangeliums überzeugt und indem er nun nicht mehr begriff, wie er sich so lange hatte sträuben können, zögerte er nicht, sich offen für seine neue Partei zu erklären. Mit dem Studium Lutherischer Schriften brachte er jetzt Tage und Nächte zu, nichts weiter sich wünschend, vollkommen glücklich; und er achtete es nicht, dass er immer fremder wurde in seinem Kreise, dass er den anderen Pfäfflein als Lutherischer ein Räthsel wurde, und dass ihm kein Verkehr mit den von minderen Gedanken erfüllten Gefährten mehr gefallen konnte (Brief II an Richard bei Schelhorn). Auch Karlstadts Lehren suchte er zu ver-

stehen, doch ward er nicht zu ihnen bekehrt (Man.-Kod. Fol. 277 f. vom 12. II. 1525).

Wann sein Uebergang zum Luthertum erfolgt ist, steht nicht fest. Richard sagt später einmal, es sei an der Schwelle seines — des Bohemus — Lebens geschehen.[48] Der Brief an Richard, darin er von dem Glück seines neuen Glaubens spricht, ist das letzte direkte Zeugnis von ihm. Von seinem ferneren Leben ist nichts Näheres bekannt. In Kapfenburg, das nicht von den hellen Haufen überrannt wurde, wie so manches Ordenshaus,[49] wird er während des Bauernkrieges in Sicherheit gelebt haben. Noch vor seinem Tode aber wechselte er abermals sein Haus und siedelte nach Rotenburg an der Tauber über. Daselbst ist er im Jahre 1535 gestorben.[50]

Nur gering an Zahl sind die Dokumente, die von seinem Leben geblieben sind; aber doch ist seine Persönlichkeit, sein Wesen in ausgeprägten Zügen zu erkennen. Ob unter Bauern oder Doktoren: fröhlich ist er mit fröhlichen Genossen; sein Ordenshaus ist ihm zu eng: sein Freundeskreis ist auf alle Stände verbreitet. Aus ländlichem Volke hervorgegangen: der Bauern Leid liegt ihm nah am Herzen, ihnen zu Liebe hasst er die herrischen, grausamen Adeligen, die wuchernden Händler. Er begleitet hilfsbereit die Entwicklung seines jungen Freundes mit Rat, Fürsprache und eigener Arbeit.

---

48. Man.-Kod. fol. 195b Richard an Schmierer 1543 aus Ulm: „. . . Abiit hinc Bohemus poeta et quod molestius est, e vita migravit immatura peremptus morte: factus etiam in vitae suae calce Lutheranus.“

49. Darüber Voigt a. a. O. II S. 3 ff.

50. Althamer in seinem Kommentar zu Tacitus (1536), an der Stelle, wo er von Rothenburg a. Tauber spricht: „in ea veterem amicum Joannem Boemum Musarum alumnum, Teutonici Ordinis Presbyterum editis etiam ingenii sui monumentis clarum, proximo anno amisi. (In editione Amberg von 1570 S. 369). Es ist mir nicht ersichtlich, aus welchen Gründen Ballenstädt a. a. O. S. 61 und ihm nach Th. Kolde in seinem Buche über Althamer sich im Anschluss an eben dies Althamersche Zitat für das Jahr 1533 als Todesjahr Böhms entscheiden.

Mit vielen Mühen reisst er sich aus den Banden der Kirche los, und dieses Zögern kann ihm nicht zur Schande gereichen: denn es gehörte in den Jahren der beginnenden Reformation ein ziemlicher Grad von Treue dazu, den alten Glauben in Ulm weiter zu bekennen; die Mönche besonders waren harten Verfolgungen ausgesetzt.[51] Um so mehr ist dieses Verharren bei einem zu achten, der von Natur zaghaften Gemütes ist, geneigt zur Mutlosigkeit, von banger Sorge um des Leibes Gesundheit viel geplagt. Das Glück, das der Einsame, spät Abtrünnige, in seinem neuen Glauben gefunden, ist wohlverdient.

Als Gelehrter steht Bohemus würdig in der Reihe der Humanisten. Die neue Wissenschaft hat er sich angeeignet, nicht blos in ihren äusseren Formen: dass er bei Jupiter optimus maximus schwört und die heilige Jungfrau besingt; sondern er nimmt Teil an den eigentlichsten humanistischen Bestrebungen: Sein wissenschaftliches Lebenswerk ist geweiht der Belehrung, seine Forschung beherrscht von der Liebe zum Vaterlande und seinen Volksgenossen, und seine Arbeit hat eine tüchtige Leistung zu der Lösung der Aufgabe jener Zeit beigetragen, in der Wissenschaft dem Fortschritt der praktischen Erfahrung nachzukommen. Diese Leistung verdient umso mehr Ruhm, als sie für seinen Stand etwas ganz Ausserordentliches ist. Die Geschichte weiss sonst nichts von höheren geistigen Bestrebungen aus der Mitte der Deutschordenspriester. Nur der ungenannte Verfasser der „Deutschen Theologia“, die Luther edierte, steht als „ein Deutscher Herr, ein Priester und ein Custos in der deutschen Herrn Haus zu Frankfurt“ dem Joh. Bohemus in der Literaturgeschichte zur Seite.[52] — Trotz seiner Bedeutung, die doch

51. Darüber z. B. Th. Keim: Die Reformation der Reichsstadt Ulm 1851. S. 62.

52. Voigt a. a. O. Bd. I, S. 291.

— in seinem Kreise wenigstens — viele Anerkennung fand,[53] ist er aber frei von Eitelkeit und Ueberhebung: er weiss, dass seine Theorien über Etymologie z. B. eben nur Theorieen sind und rät selbst davon ab, sie als unbedingt wahr anzunehmen (Brief an Alth. 5.); und es ist nicht unbescheiden, sondern gerechtfertigt, wenn er trotz seiner kompilierenden Arbeitsmethode für seine Völkerkunde wissenschaftlichen Wert in Anspruch nimmt (im Brief 1 an Alth.); das gespreizte Wesen anderer Humanisten aber, so des Alexander Brassicanus, verdriesst ihn. — Wahrlich, sein Freund Althamer hat bei der Nachricht vom Tode Böhms mit Recht ihn „ingenii sui monumentis clarum" genannt.

Umsomehr ist es verwunderlich, dass die Mitwelt und auch die Folgezeit bisher so wenig von ihm Notiz genommen haben. Freilich hat es seinem Buche nicht an Freunden gefehlt, die daraus Anregung und vieles Einzelne geschöpft haben, aber einer Nennung seines Namens, auch bei offenbaren Entlehnungen, begegnet man doch höchst selten: wie ja denn im allgemeinen damals die wissenschaftliche und literarische Produktion Gemeingut und herrenlos war, soweit sie nicht durch päpstliche und kaiserliche Verordnung geschützt war.[54] Dadurch aber ist es gekommen, dass auch in der späteren Wissenschaft der Name dieses Vorläufers hinter die seiner berühmteren Nachfolger, Franck und Münster, zurücktrat. Damit hängt auch die Spärlichkeit von Nachrichten über sein Leben zusammen. Die kurze Notiz Althamers mit der Todesmeldung ist — soweit ich sehe —

---

53. Mit Recht wohl wird die Aeusserung Eberlins in seiner „Zweiten vermanung an die Stadt Ulm" (ed. Erfurt 1523, 4°): „Das Teutschhaus hat einen man, der wisst was" auf Böhm bezogen: Veesenmeyer im Ulmer Progamm 1806.

54. In dieser Privilegierung, deren sich die „Omn. gent. mores" zu erfreuen hatten, mag der Grund liegen, dass bis zum Tode des Autors 1535 keine zweite Ausgabe, kein Nachdruck erschien; wenigstens ist keiner bekannt.

das einzige Denkmal, das von den Freunden in der Literatur ihm gesetzt worden ist. In den Tritheim'schen Katalog berühmter Männer ist er nicht aufgenommen; erst Konrad Gessner in seiner 1545 erschienenen „Bibliotheca universalis" nennt ihn: schon mit unvollkommener Kenntnis der Person und des Erscheinungsjahres seines Buches.[55] Gessners Werk aber bildet die Hauptquelle für die späteren Literaturkataloge.

Bei solcher Unklarheit gleich am Anfange ist es erklärlich, wie sich bald eine Personenverwechslung einbürgern konnte: zumeist, wo Bohemus genannt wird, wird er mit einem Ulmer Priester gleichen Namens verwechselt, der, älter als er, sich auf dem Gebiete der sprachlichen Forschung nicht unbeträchtliche Verdienste erworben hat.

Konrad Pellican von Rufach erzählt in seiner Hauschronik[56]: „. . . Doch glückte es mir, noch im August dieses Jahres (1500) mit meinem Lehrer Paulus nach Ulm zu kommen, wo, wie ich gehört, ein guter Mann lebte, der Priester Cantor Johannes Behaim. Er hatte von den Juden, vor ihrer Vertreibung (1490), hebräisch gelernt und um schweres Geld einem armen Israeliten viele von diesem selbst trefflich abgeschriebene Sachen abgekauft . . . Der gute Priester Behaim überliess mir auf meine bescheidene Bitte gern die beiden Grammatiken zum Abschreiben, und der Herr hat ihm das gewiss im Himmel droben reichlich und ewig vergolten. . ." Zu Ulm befand sich Pellican zum zweiten Male auf einer Visitationsreise mit dem Minoritenprovinzial Kaspar Salzger und berichtet dazu S. 47: „Dort hatte ich viel freie Zeit und benutzte sie, um, dank der gefälligen Vermittlung

---

55. K. Gessner: „Bibliotheka universalis, Fol. 391: „Joannes Boemus Aubanus, Natione Theutonicus, scripsit ante aliquot annos omnium gentium mores leges et ritus. Opus absolutum tribus libris Africam, Asiam, Europam, complectens et cum indice impressum: Friburgi 1540, Lugduni 1541.

56. ediert von Th. Vulpinus, Strassburg 1892 (S. 21 ff.)

des trefflichen Ulmer Cantors, Herrn Johannes Behaim, einige hebräische Schriften abzuschreiben . . ."

Von diesem Freunde Pellicans ist nichts weiter bekannt, als dass er auch dem grossen Reuchlin durch Uebermittlung seiner hebräischen Schätze hilfreich wurde und so Bedeutung erlangte für die Geschichte der Sprachstudien.[57]

Ausser Pellican nennt noch Simmler[58] und Widmannstadt[59] diesen Hebraiker und nach Simmler und Widmannstadt richtet sich Crusius[60]. Alle vier aber wissen nichts davon, dass er Deutschordenspriester war, und ein Buch „omnium gentium mores" schrieb, während andererseits Althamer (1536!) und Gessner (1545!) nichts von den hebräischen Leistungen ihres Johannes Boëmus Aubanus sagen.

Georg Veesenmeyer identifizierte zum ersten Male 1793 in einem kurzen Verzeichnis der um das hebräische Sprachstudium verdienten Ulmer[61] die beiden Böhms, indem er unter Vernachlässigung des Wortes „Aubanus" dem Hebraiker von vielleicht Ulmer Herkunft die Briefe an Althamer (und damit die Schriften) des Franken und Deutschordenspriesters zuschrieb. Ihm folgte darin Albrecht Weyermann[62], ohne

---

57, Darüber Ludwig Geiger: „Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland", Breslau 1870, S. 19, Anm. 1. — Die Bemerkung Geigers, Johannes Behaim in Ulm, dieser Freund Reuchlins und Pirckheimers, der die erste hebräische Grammatik besass, sei der Vater des bekannten Nürnberger Humanisten Lorenz Behaim gewesen, ist, wie allein schon die Priesterschaft des Ulmer Kantors es unmöglich macht, irrtümlich.

58. In „Gessneri Bibliotheka in epitomen redacta" unter „Joannes Beham".

59. In conclusione ad Widmannstadios suos: addita „Syriacae linguae primis elementis", Wien 1555.

60. Suevicorum annalium Lib. IV, S. 480 u. 489.

61. „Commentatio Historico-Literaria de Ulmensibus bene de re literaria Orientali meritis". Schulprogramm 1793.

62. In seinen „Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm". Ulm 1798, S. 61.

jedoch die „Völkerkunde“ zu erwähnen. Im Jahre 1806 fasste dann noch einmal Veesenmeyer[63] zusammen — vielfach irrend —, was in den Literaturverzeichnissen über die beiden Männer zu finden war, und versuchte, die sich ergebenden Widersprüche und Bedenken zu beseitigen. Nach Veesenmeyer aber richtete sich die Auffassung während des ganzen XIX. Jahrhunderts bis in die jüngste Zeit.[64]

Und doch geht aus vielen Gründen klar hervor, dass hier unbedingt zwischen zwei Personen gleichen Namens unterschieden werden muss.

Durch die ununterbrochene Verknüpfung mit den Freunden Bebel, Locher, Richard, Althamer wird erwiesen, dass der Verfasser des „Liber heroicus“ der „Omnium gentium mores“, und der Korrespondent Althamers und Richards ein und dieselbe Person Johannes Bohemus, geboren in Aub, ist. Wenn nun Widmannstadt oder die ihm Folgenden ihrem Hebraiker eine Ulmer Herkunft zuschreiben, so muss das entweder auf einem Irrtum beruhen, oder aber es handelt sich eben um zwei verschiedene Personen. Für dies Letzte spricht die Unmöglichkeit der chronologischen Einordnung. Nach Crusius hat Böhm im Jahre 1490 — das ist vor Vertreibung der Juden — in Ulm die hebräische Grammatik gekauft und gelernt, und er war dort 1500 als Kantor und Priester dem Pellican zu Diensten: man müsste annehmen, dass er spätestens etwa 1470 geboren sei.[65] Aber im Jahre 1503 besuchte Böhm aus Aub erst die Schule in Schwäbisch-

---

63. In „Commentatio historico-literaria de Joanne Boemo Aubano“. Schulprogramm, Ulm 1806.

64. z. B. Th. Keim in „Wolfgang Richard“ 1856 a. a. O. und auch noch Th. Kolde in seinem „Althamer“ 1896.

65. Weyermann hat in einer Neubearbeitung seiner „Nachrichten“ von 1826, die aber Manuskript geblieben ist, die Herkunft Böhms aus Ulm als irrig aufgegeben, laut einer Mitteilung aus dem Ulmer Stadtarchiv. Auch Veesenmeyer hatte sich schon für Aub als Geburtsort erklärt. 1806, a. a. O.

Hall: sollte er sich schon 13 Jahre vorher mit den seltenen hebräischen Studien befasst haben? Drei Jahre vorher schon Priester in Ulm gewesen sein? Diese Daten sind nicht in Uebereinstimmung zu bringen und zudem: er selber versichert es ganz klar, dass er überhaupt nicht Hebräisch getrieben hat.[66] Für den Aubaner Böhm ist wohl frühestens die Geburt in der Mitte der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts anzusetzen; dazu würde auch passen, dass er im Briefwechsel mit Althamer einmal etwas spöttisch von einem alten Onkelchen redet,[67] was im Munde eines Fünfzigers doch etwas befremdlich klänge; dazu würde auch passen, dass Wolfgang Richard seinen Tod im Jahre 1535 als einen allzu frühen bezeichnet.[68]

Ueber den älteren Ulmer Priester Johannes Böhm, der sich aber in einigen erhaltenen Nachrichten „Peham“[69] und „Bechem“[70] schrieb, ist garnichts näheres bekannt; immerhin steht nun wohl die Persönlichkeit des Deutschordenspriesters unzweifelhaft fest.

§ 2.

Im dritten Teile seines Hauptwerkes, in fünf Kapiteln, behandelt Bohemus das deutsche Volk und verfährt dabei in gleicher Weise, wie bei der Darstellung der übrigen Völker der Erde: in knappem geographischen Rahmen gibt er eine Schilderung der deutschen Lebensverhältnisse und zwar

---

66. Davon oben S. 62 (Althamer-Brief 8) Anm. 13.

67. Brief 8: „Fuit apud me patruus tuus v e t u l u s sacerdos. Persuasi totis viribus, ut tibi pro magisterio consequendo ulteriori auxilio sit. Facile induxi s e n e m.“

68. Davon oben S. 77 Anm. 48.

69. Veesenmeyer teilt in seinem Programm 1806 einen Zettel mit von „herrn hansen peham, obrister korsinger“ von anno 1492.

70. Veesenmeyer im Programm 1793 hat einen Brief des Fraters Nikolaus Ellenbogen an „Joanni Bechem presbytero Ulmensi“ von 1511 enthaltend eine Bitte um Auskunft über einige hebräische Wörter.

hier, wie immer, wenn ihm auch jüngere Kunde zu Gebote steht, die neue Zeit der alten gegenüberstellend. Im ersten dieser Kapitel (12) spricht er von den Deutschen im allgemeinen, nach ihren Ständen geordnet; er schliesst sich dabei ganz an die gleichen Ausführungen des Nauclerus an, indem er ihn jedoch vielfach ergänzt. Am wichtigsten ist, dass bei ihm, der seine Herkunft nie vergass, als der vierte Stand die Bauern hinzukommen. — Darnach in den nächsten vier Kapiteln werden die einzelnen Stämme in ihren besonderen Eigenarten vorgeführt; Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern (Kap. 13—16). — Caesar und Tacitus, Aeneas Sylvius und Celtes sind seine wichtigsten Gewährsmänner, wo eigene Kenntnis ihm fehlt; auch diese letzte aber verwendet er in so ausserordentlichem Masse, dass schon an Umfang seine „Volkskunde“ alle frühere übertrifft; ihre ausführliche, systematische Darstellung ist daher wohl angebracht.

Ueber die körperliche Beschaffenheit, die von der modernen Volkskunde[1] zur Einleitung gleichsam herangezogen wird, finden sich bei Bohemus nur zwei Angaben: ein Zitat aus Plutarch über den Leib, das Antlitz, die Haare der Sueben, (S. 229) und Erwähnung der Kröpfe bei den Steirern (S. 246). Reichlicher sind die auf Wohnung, Kleidung und Nahrung sich beziehenden Bemerkungen. Die Adligen wohnen in starken Burgen, in glänzenden Schlössern auf Bergen, in Wäldern, auf dem platten Lande (S. 206). In den Städten stossen die Privathäuser fast alle aneinander und sind je nach dem Vermögen der Bürger und den Verhältnissen der Strasse gebaut. Die Reichen bauen prächtig aus Stein und Zement, die Armen aus Holz und Lehm,

———

1. So bei K. Weinhold: Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde, I. Heft. 1891, wo ein allgemeines Schema volkskundlicher Schilderung aufgestellt ist; desgl. bei E. H. Meyer „Deutsche Volkskunde“ 1902, die als Musterdarstellung angesehen wird.

beide aber decken ihre Häuser mit Ziegeln oder Schiefer, „ob zum Schmuck oder gegen Feuersgefahr, kann ich nicht sagen“. In Sachsen und anderswo deckt man mit behauenen Pfählen, wodurch die Städte weniger hübsch aussehen und feuergefährlicher sind. Die Stadtplätze sind meist mit Steinen gepflastert. Die Stadttore sind mit hohen Türmen bewehrt: die Wächter darauf sollen die Heranziehenden den Torhütern unten zur Warnung melden. Zum Schutze der Stadt dient entweder die natürliche Lage hinter den Flüssen oder auf Bergen, oder künstliche Befestigung durch Mauern, Gräben, Türme, Schanzen und Wälle; auch wird das vor den Mauern liegende Land durch zahlreiche tiefe Gräben für Feinde unpassierbar gemacht. — Die Bauern wohnen von einander getrennt, jeder mit seiner Familie und seinem Vieh in ärmlichen, niedrigen Hütten aus Holz und Lehm, die mit Stroh bedeckt sind (S. 210/11).

In gleicher Weise sind zunächst nach den Ständen gruppiert die Angaben über die Kleidung der Deutschen im allgemeinen. Die Geistlichen haben je nach ihrer Art ihre besondere ziemliche Tracht. Die Weltgeistlichen tragen lockere Kutten von meist schwärzlicher Farbe, auf dem Haupte eine wollene Mitra, die nicht sehr hoch ist, aber bis zu den Ohren herabreicht. Vom Halse hängt ihnen, wenn sie auf die Strasse gehen, eine seidene oder wollene Binde, doch nur zur Zierde, herab. Sie ziehen dann auch über ihre Schuhe Sandalen, die sie, nach Hause zurückgekehrt, wieder ablegen (S. 205).

Die Adligen schmücken sich mit glänzender Kleidung, mit Gold und Silber, buntfarbiger Seide so Männer wie Weiber, zu Hause und ausserhalb: von vielem Gesinde begleitet schreiten sie dann einher mit solch vollendetem einstudierten Gange, dass man sie auf den ersten Blick vom Volke unterscheiden kann. Dabei halten sie es für ein Zeichen von Armut, grössere Strecken zu Fuss zu gehen (S. 206).

Die Bürger tragen des Alltags im allgemeinen nur einfache

Kleidung, an Festtagen nur wenig glänzendere; die Männer gewöhnlich Wolle, die Weiber Leinen, jedoch von so verschiedener Farbe und Form, dass selten zwei gleich gekleidet erscheinen. Fremde Moden, besonders italienische und französische, sind sehr beliebt. So nahmen die Männer „vor einigen Jahren" stumpfe Schuhe, Röcke mit faltigen und geschlitzten Aermeln, und geflochtene Hüte, sogenannte „Pyrethen" an. Bis dahin waren („nach meiner Erinnerung") Schnabelschuhe, kurze und enge Wämser und Zipfelmützen getragen. Die alte Schlichtheit ging heute ganz zu den Weibern: diese haben die vielen Tücher abgelegt, mit denen sie einst ihre Köpfe so dick machten, sie hüllen sich heute in ein einziges. Silber und Gold, Perlen und auserlesene Verbrämungen aus verschiedenen und kostbaren Tierfellen und Seide haben sie fast ganz abgelegt. Schleppen werden kaum mehr beim Adel gesehen. Bei aller Ziemlichkeit und Zierlichkeit der Frauentracht wäre höchstens der zu grosse Ausschnitt am Halse zu tadeln. — Bei Begräbnissen und Leichenschmäusen kleidet man sich schwarz (S. 209 f.).

Die Bauern sind mit einem Leinenrock, Stiefeln und gefärbter Mütze gekleidet: zu aller Zeit unsauber. Sie gehen beständig mit einem Schwerte bewaffnet. (S. 211 f.)

Bei den Sachsen (S. 216) und Franken (S. 220) wird besonders bemerkt, dass sie sich in ihrer Kleidung in keiner Weise von den andern Deutschen unterscheiden. Die Baiern aber tragen am liebsten blaue Kleider und lieber Stiefel als Hosen.[2] Die Kärntner bedecken sich mit Mänteln aus ungefärbtem Fell und tragen allgemein Hüte.

---

2. „ocreis libentius quam caligis calciatur" S. 244. Franck im Weltbuch Fol. 54b übersetzt wie oben. Bei dieser Gelegenheit finde die Bemerkung Platz, dass jede volkskundliche Prüfung der Wahrheit und des Wesens solcher einzelnen Angaben bei Bohemus und ebenso bei den anderen behandelten Humanisten unterblieben ist, weil sie als zu entlegen vom eigentlichen Gange der gegenwärtigen Untersuchung erschien.

Während die Adligen köstliche Mahle halten, leben die Bürger sehr mässig. Die Arbeitenden essen viermal, die Nichtstuenden zweimal des Tages. Geringes Brot, Haferbrei oder gekochte Bohnen bildet die Speise der Bauern, Wasser oder Molken ihren Trank. Die Sachsen backen Weissbrot, trinken Bier, ihre Speise ist schwer und ungeschickt: Speck, trockene Würste, rohe Zwiebeln, gesalzene (ungeseihte) Butter. Vielfach wird am Sonntag gekocht, was die Woche hindurch dann gegessen wird. Die Kinder werden dort nicht — „wie bei uns" — mit Brei aus Mehl und Milch ernährt, sondern mit festerer Speise, die in das Kindermündchen gesteckt wird, nachdem sie von der Wärterin gut vorgekaut ist: daher werden auch die Sachsen, an solche Speisen in zarter Jugend gewöhnt, zäher und stärker als andere.

Die Westfalen essen Schwarzbrot, trinken Bier; Wein trinken nur die Reichen, weil er nur mit grossen Kosten vom Rheine her zu ihnen kommt.

Die Franken trinken den Wein, den sie bauen, nicht selbst: sie müssen ihn verkaufen und sich selbst mit Wasser begnügen. Bier aber verachten sie.

Neben diesen rein äusserlichen Formen des Lebens finden eine eingehende Behandlung auch die inneren, wobei dem Verfasser auch mehr Beispiele früherer Autoren gegeben waren. Als ein wichtiges Charakteristikum der Völker war von allen Humanisten die Sprache bewertet worden, und so erhalten denn auch die Sprachenverhältnisse des deutschen Gebietes bei Bohemus einige Berücksichtigung. Belgien wie das ganze Rheingebiet ist der deutschen Sprache gewonnen worden: die Belgier werden unwillig, wenn man sie Gallier nennt (S. 196). In gleicher Weise ist die deutsche Sprache nach Preussen und in die Schweiz verbreitet. In Kärnthen und Steiermark reicht die slavische Sprache ins Reichsgebiet hinein (S. 245 f.). Aber auch über die Dialektverschiedenheiten im Innern fallen einige Bemerkungen: die Sachsen haben „peculiarem linguam" (S. 216); in Baiern

spricht man in gleicher Art wie in Oesterreich, Steiermark und Kärnthen. (S. 233.)

Auf einer alten Tradition von den Schriftstellern des Mittelalters beruht die Ausübung einer allgemeinen Charakteristik der Völker und einzelnen Stämme.[3] Nicht nur durch die Gelehrten, sondern auch durch volkstümliche Formeln und Sprichwörter war eine Fülle von Zügen festgelegt worden, die natürlich in einer allgemeinen Volkskunde, wie Bohemus sie geben will, nicht fehlen dürfen. Zunächst schildert er im grossen und ganzen die Art des Adels, wobei ihm sein Bauerntum böse Worte diktiert, sodass wohl keiner der vielen, die in dieser Zeit über den Adel schelten, ihn an Schärfe übertreffen mag.[4] Dagegen findet Anerkennung die allgemeine Frömmigkeit der Bürger; sie tut sich kund in dem reichlichen Almosengeben, besonders aber auch darin, dass z. B. kein Handwerker des Morgens vor Beginn der Arbeit die Messe versäumt und auch sein Gesinde zu ihrem Besuche treibt. Eine Versäumnis aus Faulheit oder sonst einem leeren Vorwande wird mit schimpflichem Tadel bestraft. In diesem Zusammenhang mag auch die Angabe ihre Stätte finden, dass die Trauer um Verstorbene dreissig Tage anhält; derweilen werden drei Totenmessen gelesen, am ersten, siebenten und dreizehnten Tage (S. 210).

Bei der Abhandlung der einzelnen Stämme werden deren besondere Laster genannt: bei den Sachsen der unruhige Sinn von Alters her; vor allem ihre Trunksucht, die dem Schilderer offenbar persönlich einstmals peinlich geworden

---

3. Darüber z. B. R. M. Meyer a. a. O. S. 153 f.

4. S. 207: „Gens superba, inquieta, avara, ecclesiae prelatis et eorum bonis insidias semper, subditos rusticos irremissa servitute exercet. Incredibile dictu, quantum miseros et infelices homines vexet, quantum exugat. Esset Germania nostra ter quaterque felix, si Centauri isti Dionysii et Phalarides aut eiicerentur, aut saltem ipsorum tyrannide refrenata et potestate diminuta privatim, quemamodum in Helvetia, nobiles vivere cogerentur.“

war (S. 213). — Die Westfalen sind kriegerisch und erfinderisch; das Sprichwort, das schon Aeneas Silvius gebracht hatte, wird vermerkt. — Die Franken sind ausdauernd bei der Arbeit, aber hochmütig, anmassend, unverschämt, andere Nationen verachtend: um heimisch unter ihnen zu werden — viele Schwaben, Baiern, Hessen wohnen in Franken — bedarf es grosser Geduld. Sie sind fromm im Dienste des Herrn, aber doch leidet das ganze Volk an zwei grossen Lastern: Gotteslästerung und Strassenraub, und es hält das erste für fein (decorum), das zweite für ehrenvoll (honestum) und wegen langer Uebung erlaubt. Von den Schwaben wird ihre allzu grosse Neigung zum Venusdienst erwähnt, wovon ja auch schon Felix Fabri gesprochen hatte. Auch hier wird ein Sprichwort zugefügt: „Schwaben allein könne ganz Deutschland reichlich mit Buhlerinnen versorgen, wie Franken mit Räubern und Bettlern, Böhmen mit Ketzern, Baiern mit Dieben, die Schweiz mit Henkern und Kupplern, Sachsen mit Säufern, Friesland und Westfalen mit Meineidigen, das Rheinland mit Fressern.“ Die Baiern schliesslich sind in ihrem Charakter dermassen entsprechend ihrer allgemeinen Schweinezucht, dass mit dem übrigen Deutschland verglichen, sie wohl Barbaren genannt werden können („barbari dico“) (S. 244); zwei Laster zeichnen sie noch besonders aus: Ungastlichkeit und Stehltrieb. Daneben äussert ihre Frömmigkeit sich in den sehr beliebten Wallfahrten. Aachen wird bevorzugt, doch ziehen auch einheimische Wunderorte zahlreiche Pilger von nah und fern an sich: die heilige Jungfrau von Oettingen und St. Wolfgang.

So geringfügig an sich nun auch alle diese Einzelheiten sind, sowohl die äusseren als die inneren Charakteristika der Deutschen und ihrer Stämme, und so oft auch schon einzelnes davon hier und da bei früheren Autoren zu finden ist: hier zeigen sie sich doch zum ersten Male in solcher systematischen, über ganz Deutschland ausgedehnten Sammlung und erscheinen zumal dadurch als wissenschaftlich wert-

voll, als eine echte Volkskunde. Das gilt in noch grösserem Masse von den vielen Angaben über Beschäftigung, soziale Gliederung, politische Verfassung, Gerichtswesen, geselliges Leben und allerlei Einrichtungen des bürgerlichen Lebens die gerade und nur durch ihre Geschlossenheit hier die Darstellung des Bohemus zu einer Volkskunde erheben.

In der Gesamtübersicht sowohl, wie bei den einzelnen Stämmen wird neben der kurzen geographischen Abgrenzung und Charakteristik auch einiges über die politische Verfassung eingeflochten (ausser bei Sachsen und Schwaben): Die Stellung der Fürsten im Reiche, ihr Verhältnis zum Kaiser und ihre Klassen (S. 206); der Unterschied zwischen Reichsstädten und Territorialstädten (S. 207), das Amt der Magistri rusticorum neben den Schultheissen (S. 212).

Die Westfalen stehen unter der Botmässigkeit Kölns (S. 218), Franken ist fünf Herren untertan, von denen der Würzburger Bischof des Herzogsamts waltet (S. 219). Baiern hat vier Bistümer (S. 233), Kärnthen steht unter österreichischen Erzherzögen, die Grossjägermeister des Reiches sind (S. 244 und 246).

Von den Angaben über die sozialen Verhältnisse wurde schon die Einteilung in vier Stände genannt, von denen jeder in seiner Eigenart ausführlich geschildert wird, mit seinen besonderen Beschäftigungen und Erwerbsweisen. Die Geistlichen, eingeteilt in Weltgeistliche und Mönche, leben von Spenden und Steuern; dafür halten sie Gottesdienst und treiben Seelsorge, studieren die Schriften und führen ein heiliges Leben in Ehelosigkeit. — Die Adligen haben Grundbesitz und glauben, ihren Glanz zu verringern, wenn sie Handel oder Handwerk treiben, wie auch, wenn sie eine Frau geringeren Geschlechts heimführen, oder in einer fremden Stadt nach Bürgerart leben. Teils halten sie sich an Fürstenhöfen auf und tun Kriegsdienste, teils leben sie von ihrem Gelde zu Hause. Ihre Beschäftigung dann ist gemeinsame Jagd, die ihnen allein zustehen, allen andern verboten sein

soll, und Raub, wenn die Not sie treibt. — Die Bürger der Städte zerfallen in Patrizier und Plebejer; jene leben von ihrem Erbe und ahmen den Ritterstand nach, diese liegen dem Handel und Gewerbe ob. Sie führen ein reges Gemeinschaftsleben: an öffentlichen und privaten Orten kommen sie zusammen, treiben Handel, spielen und reden mit einander; selten ist Betrug oder Streit. Wo oder wann immer sie einander begegnen, Männer und Frauen, begrüssen sie sich (S. 208/9). — Die Bauern wohnen auf dem Lande in Dörfern und Weilern und bebauen den Boden. Ihre Lage ist eine äusserst gedrückte. Von ihren adeligen Herren werden sie unbarmherzig gequält. Die Erträgnisse ihrer Aecker und ihrer Viehzucht führen sie zum Verkaufe in die benachbarten Städte und beschaffen sich dort, was ihnen nötig ist: denn sie haben nur wenige oder keine Handwerker bei sich wohnen. Einen grossen Teil des Jahres müssen sie ihren Herren Frohndienste leisten: den Boden bearbeiten, säen, die Frucht schneiden und in die Speicher schaffen, Holz hauen, Häuser bauen, Gräben ziehen und alles mögliche. Sie wagen keinen Widerstand gegen solche Bedrückung, denn sie sind von schweren Strafen bedroht. Am schlimmsten aber empfinden sie die Pflicht, den grösseren Teil ihrer eigenen Erträgnisse jährlich noch an ihre Herren abgeben zu müssen (S. 211 f.).

Je nach den verschiedenen Landesteilen herrschen dann noch besondere Erwerbsweisen vor. In Sachsen wird Erz und Silber gegraben; bei Goslar und vielen anderen Orten aus Quellwasser weisses Salz gekocht und damit grosser Gewinn erzielt (S. 215). In Franken blüht die Gartenkultur: nirgends in Deutschland gibt es solche Zwiebeln, Rüben, Kohlköpfe wie hier; im Bamberger Gebiet werden ganze Wagenladungen von Glitzenhauser Süssholz[5] gewonnen. Auch

---

5. S. 219: „ut ingentes currus ea onerari videas“, d. h. wohl: B. hat es selbst gesehen; Franck, Weltbuch f. 49b übersetzt „radicem melleam“ wie oben.

die Obstgärten und Wiesen sind hervorragend. Die Jagd ist hier in geordneter Pflege. Das Wild wird in Forsten gehalten, worin offene Ställe im Winter Futter, Salz und Schutz vor der Witterung gewähren. Besonders herrscht in Franken der Weinbau vor: an den Hügelgeländen der vielen Täler sind die Reben gepflanzt, und mit ihrer Pflege sind Männer und Weiber beschäftigt. Der Termin der Weinernte ist von den Herren, denen der Zehnte davon zukommt, abhängig; und zwar schneidet nicht der eine heute, der andere morgen, sondern alle zusammen nehmen den Wein eines einzigen Hügels ab, der an jedem Tage bestimmt wird. Der Zehnte wird dann unten im Tale gleich ausgelesen. Wer langsamer, als es befohlen ist, schneiden will, darf es tun, muss dann aber den Zehnten auf eigene Kosten in die Kelter des Herrn liefern (S. 226).

In Schwaben befassen sich fast alle Reicheren mit Handel; viele schliessen sich zu einer Genossenschaft oder einem Verbande zusammen, und jeder gibt dann eine bestimmte Summe zum Einkauf von allerlei Waren, besonders der wertvollen Kolonialgüter, aber auch von billigen Waren, wie Löffel, Nadeln, Spiegel, Messer[6] und ähnlichen; ja sie kaufen sogar Wein und Korn auf: zum grossen Schaden nicht nur der Handwerker und Bauern,[7] sondern des ganzen Landes, weil man alles Nötige nicht um geringen Preis bei den benachbarten Völkern kaufen darf,[8] sondern nur bei jenen Monopolinhabern zu Stuttgart und anderswo, wo sie ihre Märkte haben. Die Unternehmer treiben dabei keinen eigenen Handel, sondern durch gemeinsame Verwaltung, und

---

6. S. 231: „coclearia, acus, specilla, pupae etc.“ von Franck, Weltbuch Fol. 53 mit „Nadeln, Spiegeln, Docken“ wiedergegeben.

7. („qui sua ante tempus gryphonibus istis ne potius dicam vel mercatoribus, vendunt quae postmodum necessitate cogente duplo aere redimere ab ipsis debent“.)

8. („sic enim a corruptis munere principibus impetratum“.)

rechnen in gewissen Zeiträumen mit einander über die einzelnen Gewinnanteile ab (S. 231).

Das Hauptgewerbe der Schwaben ist die Leinweberei, von der auch Felix Fabri schon rühmend gesprochen hatte. Stellenweise sitzen nicht nur Weiber und Mädchen, sondern auch Burschen und Männer im Winter am Spinnrocken. Sie liefern „Pargath", eine Art Zeug aus leinener Kette mit baumwollenem Einschlag, und „Golsch" genanntes Reinleinen. Zu Ulm allein werden von jeder Art jährlich 200 000 Stück hergestellt: daraus kann man sehen, wieviel im ganzen Lande geleistet wird. Diese Stoffe werden weithin verfrachtet, und besonders zweimal im Jahr zur Frankfurter Messe. Daraus ziehen die Schwaben ungeheure Einkünfte (S. 232).

In den weiten Wäldern Baierns werden solche Mengen von Schweinen mit Eicheln und Waldäpfeln gemästet, dass die bairische Schweinezucht für ganz Europa genügt, wie die Rinderzucht Ungarns. Nur in den südlichen Teilen des Landes wird Wein gebaut. In Steiermark wird Salz gekocht und zu den Nachbarvölkern gebracht. Auch wird Eisen und Silber gegraben, aber wegen der geringen Fürsorge der Fürsten nur wenig (S. 246).

An sozialen Einrichtungen werden folgende erwähnt: öffentliche Hospitäler für mittellose Fremde, dann die öffentliche Ernährung der Kurrendeknaben, die das Elternhaus verlassen, um sich dem Studium zu widmen, im Lande umherwandern und sich oft in grossen Scharen in den Städten sammeln; von Haus zu Haus ziehen sie da bettelnd und singend und haben so ihren Lebensunterhalt. — Bei jeder Pfarrkirche ist eine öffentliche Schule, in der diese Knaben mit den Bürgersöhnen zusammen täglich unterrichtet werden. Tüchtige und gelehrte Leute stehen solchen Schulen vor. Faule und Unfugtreibende werden mit Ruten gestrichen oder mit harten Worten gestraft (S. 210).

Einen breiten Raum nehmen in der Darstellung des Bohemus auch die Rechts- und Gerichtsverhältnisse ein. Enea Silvio hatte schon von dem heimlichen Gericht der Westfalen, von dem Schwert auf dem Altar bei der Messe des Würzburger Bischofs, von einem seltsamen Brauch beim Herrschaftsantritt eines Kärnthner Fürsten, hatte von der sonderbaren Diebstahlsbestrafung in Klagenfurth erzählt. Bohemus wiederholt diese Erzählungen; die Würzburger Vorgänge aber schildert er ausführlicher, als der Italiener: wohl aus eigener Anschauung.

Auf dem Altar bei der Messe liegen Schwert und Fahne. Am Tage des ersten Einzuges in Stadt und Bischofssitz reitet der neue Bischof mit einem prächtigen Gefolge heran. Unter dem Tore steigt er vom Ross und legt statt aller Pracht eine graue, ärmliche Kutte an, tut einen Strick um den Leib und steigt so barfüssig und barhäuptig zu den Domherren in die Kirche hinauf. Denen gelobt er Treue und wird dann auf seinen Platz geführt: zuvor aber stellt man ihn vor die Bildsäule eines früheren Bischofs und ermahnt ihn ernstlich, dem nachzueifern, der, von niedrigem Stande erhoben, die Kirche wohl regiert habe: zu Würzburger Bischöfen werden niemals Grafen oder Fürsten gewählt, sondern nur Glieder des niederen Adels, damit das Bistum bei denen verbleibe, aus denen der grössere Teil der Domherren besteht. — Die Würzburger Probstei ist sehr bedeutend: so oft ein neuer Besitzer einzieht, ist er schuldig, in vielen Dörfern des Landes, aus denen er den Zehnten erhält, ein grosses Geschirr voll Wein öffentlich aufzustellen und einige Schüsseln darin, woraus jeder trinken kann, dem es gefällt (S. 219 f.).

Neben diesen historischen Kuriositäten nach dem Vorgange Enea Silvios fügt Bohemus in Anlehnung an Nauclerus seinerseits mancherlei der Darstellung bei, das nicht sowohl ausserordentlich, als vielmehr allgemein geltend ist und sich so seinen übrigen Schilderungen des damaligen Lebens anschliesst. So spricht er von der Gerichtsverfassung

der Geistlichen (S. 203): die geringeren Streitigkeiten werden vor den Bischof gebracht, zuweilen vor die römische Kurie, wodurch ihren Schädigern grosse Verluste erwachsen.

In den Städten treten bei Kriminalprozessen die von der Bürgerschaft dazu erwählten Richter zusammen; die Angeklagten werden gebunden vorgeführt, die Ankläger sowohl wie die Verteidiger der Beklagten erhalten Gelegenheit zu reden; darnach wird das Recht gesprochen, nicht nach Gesetzen, sondern nach Meinung und Gewohnheit. Ebenso geschieht es in Zivilprozessen, ausser dass bei diesen Appellation an den Kaiser statthaft ist, bei jenen aber nicht. In einigen Städten und Dörfern werden zwölf ehrenwerte Männer ohne Rücksicht auf ihre Bildung ausgewählt. Sie müssen das Richteramt zu bestimmter Zeit ausüben zum allgemeinen Wohle, ohne Entgelt dafür zu erhalten. Früher fand keine Appellation von ihren Urteilen statt, weil es unwürdig schien, den Beschlüssen so vieler umsonst richtender Männer zu widersprechen. Heute aber fängt man hier und da an, von ihnen zu appellieren; das führt zu vielen Wirrungen, weil die Richter, an die man appelliert, nicht nach der Weise der ersten, sondern nach geschriebenen Gesetzen urteilen, wodurch dann oft die Urteile gerade umgekehrt ausfallen, als wie zuerst: „hoc quam iustum sit, viderint ipsi“ (S. 209). Sowohl dem Stoffe als der Beurteilung nach hat Bohemus diese Darstellung des Gerichtswesens von Johannes Nauclerus übernommen, ihr aber eine nicht nur auf Schwaben, sondern auf ganz Deutschland ausgedehnte Geltung gegeben.

Der Adel hat sein besonderes Standesrecht. Nicht nur, dass er das Recht der Jagd allein für sich in Anspruch nimmt: mit Augenausstechen, zuweilen mit Kopfabschlagen wird die Jagd von Hasen, Rehen, Hirschen an Privatleuten geahndet, und nur schädliche Tiere darf jeder fangen; — sondern die Adligen haben auch ihre eigenen Gewohnheiten zum Austragen von Streitigkeiten unter einander: das Fehderecht.

Durch Brand und Schwert und Raub suchen sie sich Genugtuung (S. 206 f.).

Neben diesen Einzelheiten verdienen aber eine ganz besondere Hervorhebung die Ausführungen, die Bohemus macht, um zu zeigen, welches die Sitten und Lebensgewohnheiten der Baiern waren zu der Zeit, als sie das Christentum eben angenommen hatten. Er gibt hier (S. 233—243) eine Zusammenstellung von alten Volksrechtssätzen, die zum Teil noch damals in Geltung waren. Dadurch leistet er einen bedeutenden Beitrag zu den rechtshistorischen Arbeiten der Humanisten. Bisher galt als die erste Publikation deutscher Volksrechte das Büchlein des Juristen Johann Sichard vom Jahre 1530.[9] Böhm hat offenbar andere Quellen benutzt als Sichard, denn er gibt das, was jener unter allemannischem und bairischem Recht gesondert anführt, mit einander vermischt; auch deckt sich das Material weder im Umfang, noch auch verschiedentlich im Inhalt. Doch gehört die Frage nach den Quellen und nach der Bedeutung dieser ersten Veröffentlichung alter Volksrechte ins Gebiet der Rechtsgeschichte,[10] für den gegenwärtigen Zweck genügt der Hinweis, dass hier zum ersten Male in volkskundlicher Schilderung in Gegenüberstellung von Gegenwart und Vergangenheit in grossem Umfange die Rechtsgewohnheiten des Volkes herangezogen wurden.

In der Beschreibung Nürnbergs hatte auch Celtes schon von den Vergnügungen gesprochen, denen sich Alt und Jung an Feiertagen auf den Wiesen vor der Stadt hinzugeben pflegten; und auch hiervon spricht Bohemus. Die Geistlichen bringen die Nachmittagsstunden mit Spiel und Trunk hin (S. 205). Die Bürger belustigen sich an gemeinsamen

---

9. „Leges riboariorum, Baioariorumque, quas vocant a' Theodorico rege Francorum latae. Item Alemannorum leges, a Lothario rege latae. Nunc primum vetustatis ergo excusae," Basileae 1530.

10. Dazu Gengler a. a. O. S. 94. (Note 196.)

Spielen. Die Bauern kommen an Feiertagen vormittags in die Dorfkirche, um alle das Wort Gottes anzuhören. Nachmittags aber beschäftigen sie sich unter der Linde oder an einem anderen öffentlichen Platze mit ihren weltlichen Angelegenheiten. Die Jungen tanzen nach den Klängen einer Flöte, die Alten suchen die Schenke auf und trinken Wein. Besonderer Schilderung werden die Trinkgelage der Sachsen gewürdigt. (S. 215 f.) Solche Unmassen Bier müssen diese vertilgen, dass ihnen dabei keine Becher genügen: sie stellen einen Melkeimer voll Bier auf den Tisch, tun eine Schüssel darein und ermahnen jeden, nach Belieben zu trinken. Das gegenseitige Nötigen, die Ausdauer der Zechenden über das Erbrechen hinaus zu abermaliger Trunkenheit durch Tage und Nächte hintereinander weg, der Ehrgeiz, am meisten trinken zu können und den Siegerkranz aus duftenden Kräutern oder Rosen zu erringen, das offizielle Gebahren bei der Aufforderung zum Mittrinken[11] und die vielfachen daraus erwachsenden Streitigkeiten und Schlägereien: das alles missfällt allerdings dem Franken zu sehr,[12] als dass sein Bild ganz objektiv nur zu fassen wäre. Den Sachsen wird schuld gegeben, dass nun auch im ganzen Reiche die stärksten Weine in solchem Unmasse getrunken werden, wie dort das Bier.

Neben den Rechtsaltertümern fand sich in der „Europa" des Enea Silvio bei Erwähnung von Halberstadt auch die Erzählung von dem merkwürdigen „Adams"-Brauch:[13] als

---

11. „Hospiti vel alteri eum locum, in quo bibitur, subeunti, potum quot habent, assurgunt, et porrecto poculo ad combibendum officiosissime hortantur. Inimicus arbitratur, qui saepius invitatus non praetenta causa compotare recusat: caede non numquam et multo sanguine hoc dedecus expiatur." S. 216.

12. „Dictu incredibile est, quantum huius liquoris in se immodestissima gens capiat, quantum mutuo ad bibendum cogant et hortentur. Non sus, non taurus tantum ingurgitaret."

13. Kap. XXIII. Davon oben S. 26.

vereinzelte Anekdote hatte sie dort Platz gefunden. Dieser Halberstädter Fastenbrauch ist bei Bohemus ebenfalls erzählt, wenn auch nicht mit den gleichen Worten wie bei Enea. Jetzt aber befindet er sich nicht mehr in gleicher Vereinzelung. Bohemus gibt vielmehr in einem Zyklus zusammenhängend die verschiedensten bedeutungsvollen Gebräuche des Volkes, indem er dabei dem Verlaufe eines Jahres und seiner Feste folgt. Zuweilen dehnt er die Geltung eines solchen Brauches zwar auf ganz Deutschland aus; doch schöpft er wohl ausschliesslich aus seinen eigenen Jugenderinnerungen im Frankenlande. Allein selbst in dieser Beschränkung ist seine Darbietung von ausserordentlicher Bedeutung, denn niemals vorher sind diese Dinge in einem wissenschaftlichen Werke einer solchen umfassenden Behandlung gewürdigt worden. Natürlich leitet ihn bei seinem Tun in diesem Falle hauptsächlich die Heimatliebe und pietätvolle Erinnerung an seine fröhliche Jugendzeit; aber daneben doch auch wissenschaftliches Interesse: er will — wie er sagt (S. 221) — durch seine Darstellung verhüten, dass inhaltlose Fabeleien Fremder für wahr gehalten werden.[14]

Dieser Teil seiner Arbeit ist es, der in neuerer Zeit zuweilen Beachtung gefunden hat,[15] ohne doch in seiner vollen kulturhistorischen Bedeutung gewürdigt zu sein: er gibt im Rahmen des Ganzen mehr als das andere alles die Berechti-

---

14. Im Kap. 15, S. 221; vielleicht eine Anspielung auf ein zeitgenössisches Literaturwerk, deren Sinn mir jedoch nicht bekannt ist.

15. Vor allem in den kulturgeschichtlichen Darstellungen von A. Schultz (der grosse Partieen daraus in Uebersetzung wiedergiebt): „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert" 1892 und neuerdings: „Häusliches Leben der Kulturvölker Europas", 1903; dann auch im Einzelnen von Karl Weinhold: „Beitrag zur Nixenkunde auf Grund schlesischer Sagen", Zeitschrift des Ver. f. Volkskunde. V. Jahrgg. 1895. S. 123; desgl. Eduard Hahn „Demeter und Baubo", 1896. Lübeck. S. 40. Anm. 2. u. v. a.

gung, hier von einer deutschen Volkskunde zu sprechen. Es wird sich daher lohnen, ihn ebenfalls in Ausführlichkeit wiederzugeben, wenn auch das einzelne alles schon längst hier und da gedruckt und allgemein bekannt geworden ist.

Den Anfang macht nach Ordnung des Kirchenjahres die Adventszeit: in den Nächten der drei Donnerstage, die dem Geburtstage des Herrn am nächsten vorausgehen, ziehen Kinder beiderlei Geschlechts von Haus zu Haus, klopfen an die Türen, singen von der bevorstehenden Ankunft des Heilandes und verkünden ein gesegnetes Jahr; dafür erhalten sie von den Hausbewohnern Birnen, Aepfel, Nüsse und auch Geld.

Am Weihnachtstage wird ein Knabenbildchen, das den Neugeborenen darstellen soll, auf dem Altare aufgestellt; dann tanzen die Jünglinge und Mädchen im Kreise darum ihre Tänze, und die älteren singen dabei in wahrhaft korybantischer Weise.[16]

Am 1. Januar, wo das Jahr und alle unsere Berechnung beginnt, besuchen die Verwandten und Freunde einander, reichen sich die Hand und wünschen sich gegenseitig Segen im neuen Jahr und verbringen den Tag mit festlicher Beglückwünschung und gemeinsamem Trunke. Nach uralter Sitte schicken sie sich an diesem Tage auch Geschenke — nach Art der römischen Saturnalitien, der griechischen Apophoreta — und hier zitiert Bohemus sich selbst, nach seinem Liber heroicus (fol. d. IV.), wo er von der Neujahrsbeschenkung singt:

Und durch dein Beispiel ermahnt, den Freunden da schicken wir Gaben,
Seis einen fetten Kapaun, oder ein Häslein ins Haus,

---

16. „Seniores cantent more haud multum ab eo quidem diverso, quo Corybantes olim in Idae montis antro circa Jovem vagientem exultasse fabulantur“ S. 221.

Oder wir geben auch Kuchen, in sinniger Bildform gebacken,
Oder wir schicken im Korb goldener Aepfelchen zehn,
Goldener Aepfelchen zehn, umkränzt mit grünendem Buchse,
Mit wohlriechendem Kraut, köstlich, von mancherlei Art.

Zu Epiphanias bereiten sich die einzelnen Familien aus Honig, Mehl, Zimmt und Pfeffer einen Kuchen und wählen sich auf folgende Weise einen König. Die Mutter bäckt einen Kuchen, in den sie beim Kneten ohne Berechnung einen Groschen steckt; dann wird er ohne Feuer auf dem heissen Herde getrocknet und in so viele Teile gebrochen, als Menschen in der Familie sind. Schliesslich erhält jeder einzelne seinen Teil. Dabei werden auch Teilstücke für Christus, die heilige Jungfrau und die drei Weisen bezeichnet, die dann als Almosen gespendet werden. In wessen Teilstück aber der Groschen gefunden wird, der wird von allen als König begrüsst, auf einen Stuhl gesetzt und unter Jubel dreimal in die Höhe gehoben. Er selbst hat dabei ein Stück Kreide in der Rechten, mit der er ebenso oft das Zeichen des Kreuzes auf die Balken der Zimmerdecke malt. Diese Kreuze sollen vor sehr vielen Uebeln schützen; darum werden sie sehr in Acht genommen.

In den zwölf Nächten zwischen Weihnacht und Epiphanias wird jedes Haus im Frankenlande mit Weihrauch oder einem anderen riechenden Stoffe zum Schutz gegen die Nachstellungen der Teufel und Hexen ausgeräuchert.

Drei Tage vor Beginn der grossen Fasten verfällt ganz Deutschland plötzlich in Raserei: isst und trinkt, spielt und scherzt, als ob es morgen sterben müsste und heute noch aller Dinge satt werden wollte. Jeder sinnt sich etwas aus, durch irgend ein neues Spektakel alle zu belustigen, ihre Bewunderung zu erregen. Masken werden vors Gesicht getan, damit die Possentreibenden nicht durch Scham gehindert

werden; falsches Geschlecht und falsches Alter wird vorgespiegelt, Weiber und Männer tauschen ihre Kleider aus. Manche wollen Satyre oder böse Teufel darstellen und färben sich mit Zinnober oder schwarzer Farbe und entstellen sich mit scheusslicher Tracht. Andere rennen nackt umher und spielen die Luperke, wie einst die vornehme Jugend Roms, „von der, wie ich glaube, diese Sitte der alljährlichen Raserei zu uns gekommen ist".[17] Die römischen Jünglinge rannten ja auch bei der Feier der Luperkalien nackt, das Gesicht mit Blut beschmiert, durch die Stadt und schlugen die ihnen Begegnenden mit Riemen: was jetzt mit Aschsäcken getan wird.

Am Aschermittwoch werden alle Mädchen, die das Jahr hindurch am Tanze sich beteiligt haben, von den Burschen zusammen gebracht, gleichsam als Pferde vor einen Pflug gespannt, und dann mit einem Flötenspieler, der blasend darauf sitzt, in den Fluss oder in den See gezogen.[18] „Ich weiss nicht, warum das geschieht, wenn nicht dazu, um sich davon zu entsühnen, dass man sich an Feiertagen gegen das Gebot der Kirche seines Leichtsinns nicht entschlagen hat."

In der Mitte der Fasten macht die Jugend — „in patria mea" — aus Stroh ein Gebilde, das den Tod darstellen soll und dementsprechend angemalt wird. Auf einer Lanze wird diese Puppe unter Gesang in der Nachbarschaft umhergetragen. Dort wird die Gesellschaft teils sehr freundlich aufgenommen, mit Milch, Erbsen, getrockneten Birnen — „quibus tum vulgo vesci solemus" — versehen und heimgeschickt, teils aber auch, als Verkünder von Unheil mit Waffen und Schimpf vertrieben.

---

17. In ähnlicher Weise wurde im Kap. 11 der Festbrauch der böhmischen Sekte der Grubenheimer mit den Bacchanalen verglichen, die ursprünglich in Etrurien, dann auch in Rom gefeiert wurden.

18. Grimm, Mythologie I 218 u. 522 zitiert dies nur nach Franck, Weltbuch 51a.

Gleichzeitig ist auch noch folgender Brauch im Schwange: Mit Stroh wird ein altes hölzernes Rad umwunden und von den Burschen im grossen Haufen auf einen hohen Berg gebracht; nach verschiedenen Spielen, die auf jenem Berggipfel den ganzen Tag über, wenn die Kälte nicht daran hindert, veranstaltet werden, wird dann gegen Abend das Rad angezündet und brennend vom Gipfel herab ins Tal gerollt. Viele, die dieses staunenerregende Schauspiel noch nie gesehen hatten, glaubten, die Sonne oder der Mond falle vom Himmel.[19]

Zu Ostern werden gemeinhin Kuchen gebacken, von denen einer, zuweilen zwei — je einer für Knaben und Mädchen — von einem Reicheren ausgesetzt werden: auf der Wiese, wo sich vor Nacht eine grosse Menschenmenge sammelt, wird ein Wettlaufen darum veranstaltet.

Zur Kirchweihe, die nach kirchlicher Einrichtung jährlich mit grosser Freude und ausgemachterweise vom ganzen Gau gefeiert wird, ziehen die Burschen aus den andern Dörfern scharenweise herbei, nicht um die Kirche, sondern um den Tanzplatz aufzusuchen, mit Waffen und Pauken wie zur Schlacht, die sie häufig auch finden oder veranlassen; und sie kehren oft mit blutigen Köpfen davon heim.

An den drei Tagen (vor Himmelfahrt), wo nach päpstlicher Verordnung überall auf der Erde grössere Litaneien abgehalten werden, kommen an sehr vielen Orten Frankens viele „Kreuze" (so nennt man die Pfarrgemeinden, denen dann das Zeichen des Kreuzes vorgetragen wird) zusammen. In der Kirche singen sie dann nicht alle gemeinschaftlich dieselbe Melodie, sondern jede einzelne Gemeinde singt im Chore ihre besondere: Mädchen und Jünglinge, sauber gekleidet, das Haupt mit Laubkränzen geschmückt, mit Weidenstäben in den Händen. Die Priester der Kirche stehen

---

19. Grimm a. a. O. I 522 zitiert dies nach Franck Fol. 51a irrtümlich als Fastenbrauch.

dabei, aufmerksam auf das Singen der einzelnen achtend; und von welcher Gemeinde sie den Gesang am lieblichsten finden, der sprechen sie nach einer alten Sitte einige Becher Wein zu.

Zu Pfingsten geschieht fast überall folgendes: Alle, die Pferde haben, oder sich eins leihen können, kommen zusammen, einer von den Priestern, ebenfalls zu Pferde, nimmt die Hostie in einem Beutel am Halse hangend mit, und dann reiten sie die Grenzen ihres ganzen Ackerlandes ab, singen und beten, Gott möge ihre Saaten vor aller Wettersnot bewahren.

Am St. Urbanstage kommen Winzer auf dem Markte oder sonst an einem öffentlichen Platze zusammen, stellen einen Tisch auf, belegen ihn mit Tüchern, Laub und vielen Kräutern und stellen darauf ein kleines Bildchen des heiligen Pontifex. Das bekränzen sie üppig mit Wein und tun ihm alle Ehre an, wenn der Tag sonnig ist; wenn es aber regnet, dann lassen sie das nicht nur, sondern sie bewerfen es mit Lehm und überschütten es mit vielem Wasser. Sie glauben nämlich, dass durch das Wetter und die Vorbedeutung dieses einen Tages der Wein, der dann in Blüthe steht, gedeihe oder verschlechtert werde.

In der Johannisnacht werden in fast allen deutschen Städten und Dörfern öffentliche Feuer angefacht, bei denen Alte und Junge beiderlei Geschlechts zusammenkommen, singen und tanzen. Auch werden viele abergläubische Gebräuche beobachtet: Bekränzt mit Beifuss und Eisenkraut,[20] in den Händen Blumen, die ihrer Aehnlichkeit mit Sporen wegen „Rittersporn“ genannt werden, schauen sie das Feuer nur durch diese hindurch an; sie glauben, dass hierdurch die Augen durch das ganze Jahr vorm Krankwerden bewahrt werden. — Wer Abschied nehmen will, wirft die Kräuter,

---

20. So hat Franck Fol. 51b des Weltbuchs an gleicher Stelle, Böhm: „Artemisia et verbena“.

mit denen er umkränzt war, ins Feuer und spricht: „Weg damit! Und mit ihm soll all mein Unglück verbrennen!“[21]

Auf dem Berge, der die Stadt Würzburg überragt, wird vor der Burg von den Hofleuten des Bischofs auch ein Feuer angesteckt und kleine hölzerne durchlöcherte Scheiben hineingelegt; wenn diese in Brand geraten sind, werden sie auf biegsame Stöcke gesteckt und mit Geschicklichkeit und Kraft hoch in die Luft über den Main hin geschleudert. Wer sie noch niemals sah, hält sie für fliegende feurige Drachen.

Zur gleichen Zeit werden gewisse Töpfe hergestellt, die durch Löcher so verschlitzt und durchbohrt sind, dass die Teile kaum noch zusammenhalten; die Mädchen kaufen sie sich, füllen sie mit roten Rosenblättern, stecken ein Licht hinein und hängen sie aus dem Giebelfenster als Laterne hinaus.[22] — Dann bringen auch die Burschen ganze Fichten ins Dorf: die unteren Zweige werden abgeschnitten, die oberen mit Spiegeln, Glasscheiben, Blumengewinden, glänzendem Goldflitter geschmückt. Dann wird der Baum in der Erde befestigt und bleibt den ganzen Sommer hindurch so stehen.

Bei der Weinlese wird in Würzburg jedem Weinbauern, um einen Betrug bei der Ablieferung des Zehnten zu verhindern, ein Bursche beigegeben, der fleissig aufpasst und veranlasst, dass jeder zehnte volle Korb seinem Herrn zuteil wird. Nach Beendigung der Ernte kommen diese Burschen alle auf dem Felde zusammen, machen sich aus Stroh, das eigens zu diesem Zwecke herangeschafft wird, jeder eine oder zwei Fackeln, bei deren Schein sie dann nachts singend in die Stadt einziehen. Sie sagen, auf diese Weise entsühnten und verbrennten sie den Herbst.

Die Tage des heiligen Martin und des heiligen Nikolaus werden von den Franken sehr fröhlich und feierlich

21. Bei Grimm, Mythologie I 514 f. nach Franck 51b Weltbuch zitiert.

22. Bei Grimm a. a. O. I. 514 ebenfalls.

begangen, der eine in der Kirche und auf dem Altar, der andere auf dem Tisch und in der Küche. Keiner ist so arm im ganzen Lande, der nicht am St. Martinstage eine fette Gans oder ein Ferkelchen oder ein Kalb zum Schmause hat, der sich da nicht etwas dem Weine hingibt. Denn seine neuen Weine, deren er sich bis dahin enthielt, kostet da ein jeder und lässt sie kosten. In Würzburg und anderswo wird an diesem Tage auch den Armen aus Barmherzigkeit Wein gespendet. Oeffentliche Schaustellungen werden veranstaltet, zwei oder mehr wütende Eber in einen Kreis geschlossen, damit sie sich gegenseitig mit ihren Hauern zerreissen. Ihr Fleisch wird, wenn sie an ihren Wunden zusammengebrochen sind, teils dem Volk, teils den Behörden zugeteilt.

Am St. Nicolaustage wählen die Jünglinge, die der Wissenschaften halber die Schule besuchen, drei unter sich aus: einen, der den Bischof, zwei, die die Diakonen spielen sollen. Jener wird an ebendiesem Tage feierlichst von der Schulgemeinde in die Kirche geführt und leitet (praesidet) dort mit einer Binde geschmückt das Hochamt. Nach dessen Beendigung sammelt er mit Auserwählten von Haus zu Haus singend Geld ein; doch leugnen sie, das sei ein Almosen, sondern meinen, es sei Unterstützung des Bischofs.

Am Vorabende dieses Tages werden die Kinder von ihren Eltern aufgefordert, zu fasten: sie glauben, dass die kleinen Geschenke, die ihnen bei Nacht in ihre dazu unter St. Nicolaus kommen. Deshalb fasten sie meist mit solchem den Tisch gestellten Schuhe gesteckt werden, vom freigebigen Eifer, dass sie zum Essen getrieben werden müssen, weil sonst für ihre Gesundheit gefürchtet werden könnte. —

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Bohemus die Arbeit des Fraters Felix Fabri gekannt hat; sie war zu Ulm in mehreren Handschriften vorhanden und auch zugänglich: denn Franck hat sie bei seinem Ulmer Aufenthalte excerpieren können. Aber mehr als höchstens äussere Anregung

hat er doch wohl nicht von dem Dominikaner empfangen.[23] Fabri hatte die politische Verfassung Ulms, den Gewerbfleiss seiner Mitbürger beschrieben; Celtes, dessen „Descriptio Norimbergae“ dem Bohemus bekannt war,[24] hatte ein recht farbenreiches Bild vom Leben und Treiben einer Grossstadt entworfen; Nauclerus hatte die drei oberen Stände in ihrer Eigenart charakterisiert; hier aber bei Bohemus ist die Schilderung systematisch auf das ganze deutsche Volk ausgedehnt. Offenbar hat Enea Silvio mit seinem universalen Horizont, mit seinem vielseitigen Interesse den führenden Einfluss ausgeübt. Aber die wenigen Anekdoten, die Enea vom deutschen Rechtsleben und aus ähnlichen Gebieten erzählte, oder die drei Sagen Fabris, oder die Berichte von Sage und Aberglaube, die Irenicus gab in seinem Eifer, „nichts Erreichbares zu übergehen: diese Beispiele alle erklären doch nicht den Umfang der neuen Volkskunde. Keiner sprach je in einer wissenschaftlichen Darstellung in solcher Ausdehnung von den Formen des täglichen Lebens, von den Gewohnheiten und symbolischen Gebräuchen seines Volkes, wie es hier geschehen.

Wie Konrad Celtes hat Bohemus durch Autopsie die Verschiedenheit im Leben der einzelnen deutschen Stämme kennen und erkennen gelernt, wenn auch in geringerem Masse: nur Franken, Schwaben und Sachsen. Wie Felix Fabri hat er durch die Bekanntschaft mit den alten und mit fremden Völkertypen — so von der Völkerkunde ausgehend — gelernt, die Lebensformen seiner Umgebung, seiner Zeit in Parallele zu stellen mit den sonderbaren Gebräuchen der exotischen Völker, mit den allvertrauten Formen des antiken Lebens. Und er hat dies getan nicht nur durch äusserliche Angliederung des Neuen an Altes, des Selbst-

---

23. Goldast a. a. O. übertreibt das Abhängigkeitsverhältnis..

24. 1502 mit den Qu. libri amor. erschienen, woraus B. Kap. 12 „germania generalis“ zitiert.

erlebten an das Gelernte, des Fremden an Heimisches, sondern auch indem er es vergleichsweise in Beziehung setzt: so braucht man nicht im Auslande zu suchen, um einen Propheten der vergleichenden Volkskunde zu finden.[25] Freilich hat Bohemus sicher nicht gewusst, welches die ganz besondere Bedeutung dieser seiner Zusammenstellungen war, er hat sich aller weitergehenden Schlüsse enthalten und hat nicht einmal systematisch als Ergebnis die Unterscheidung bestimmt ausgeprägter Volksindividualitäten gewagt. Aber man wird doch immerhin nicht verkennen können, dass bei ihm eine wesentlich andere Leistung vorliegt, als bei allem vor ihm Gegebenen. Auf dem Boden des Humanismus war hier eine deutsche Volkskunde erwachsen.

25. Wie oben R. M. Meyer von Montaigne S. 18.

Drittes Kapitel.

Einwirkung der Reformation auf die Volkskunde.

§ 1.

Im dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts war das Leben und die Literatur Deutschlands vollkommen beherrscht durch die Reformation. Wer darnach das deutsche Volk in seiner Kulturentwicklung schildern wollte, durfte schon nicht mehr es mit der Urzeit, mit dem Mittelalter und mit der Epoche Maximilians bewenden lassen, sondern er musste eine neue Periode anzeigen, die mit dem Auftreten Luthers begann[1] und das bis dahin wenigstens doch in geistlicher Beziehung einheitlich geleitete Volk in immer neue Parteiungen und Sekten zerriss. Durch die Spaltungen aber und durch die damit verbundenen gegenseitigen Bekämpfungen wurde der Blick — kritisch — gerichtet auf mancherlei, was vorher als allgemein und selbstverständlich einer Betrachtung sich entzogen hatte.

Ehemals hatte Johannes Stammler, Priester in Kissingen, die Religionen und Religionsgebräuche der Tartaren, Sarazenen, Türken, Juden und Heiden mit den Formen des christlichen Glaubens und Lebens verglichen[2] und hatte in einem „Vorwort quasi Germani Freidanck et Truiecart ad lectorem“

---

1. Wolfgang Richard z. B. datiert 1522: „anno ab adventu spiritus Heliae IV“; das wurde von Magenbuch nachgeahmt; „quod et Martino arrisit“. Th. Keim in „Wolfg. Richard“ a. a. O.

2. „Dialogus de diversarum gencium sectis et mundi religionibus.“ 1508.

sein Urteil gesprochen: „Wahrlich die Welt ist wol ein Vogelhauss, und sitzen mertails Narren darinn.“ Alle Narrheit aber fand er bei den Ungläubigen; der Katholizismus war heilig und über alle Kritik erhaben. Das musste anders werden, als dicht bei einander im engen Raum die verschiedensten Arten der Religionsübung in Geltung kamen: zugleich mit dem Vorurteil von der Notwendigkeit und Endgültigkeit des Katholizismus war eine gewichtige Fessel der Volkskunde gefallen.

Noch mehr für die Volkskunde bedeutend ist der ausgesprochene demokratische Zug, der die ganze Zeit und besonders die Reformationsbewegung bestimmt. Es war üblich gewesen, wie es Nauclerus in seiner Chronik getan, dass Kleriker an dem Leben der Adligen ihre Kritik übten, wie umgekehrt auch der Klerus Gegenstand kritischer Beleuchtung von Seiten der Vertreter des Ritterstandes oder der freien Literaten geworden. Der Bauernstand aber war für Nauclerus noch nicht da. Nun aber trat er offen auf die Weltbühne, in den Mittelpunkt des Interesses. Luther stellte die Kirche auf den Boden des allgemeinen Priestertums; Geistlichkeit und Obrigkeit war verordnet, für das Heil des armen Kunzen zu sorgen. Noch weiter gingen die Bauernpropheten; denen waren die ungebildeten, frommen und einfältigen Bauern die eigentlichen erleuchteten Kinder Gottes,[3] die stolzen, grausamen Ritter und Herren aber, die geizigen, protzenden Kaufleute und die spitzfindigen, eitlen Gelehrten des Teufels Beute.

Die Produktionen der Gelehrten spiegeln auch diese Tendenzen der Zeit getreulich wieder. In der ungelehrten Literatur war ja schon lange das volkstümliche Element stark vertreten; nun kam auch in der Wissenschaft durch Johannes

---

3. Darüber besonders: Friedr. v. Bezold: „Die „armen Leute“ und die Literatur des späteren Mittelalters“. Hist. Zeitschr. Bd. 41 1879. S. 2 ff.

Bohemus, der noch nicht an dem Ideenkreise der Reformation teilhatte, das bäuerliche Standesgefühl wesentlich bestimmend zu Worte. Vor ihm hatte ein Heinrich Bebel die erste Sammlung deutscher Sprichwörter — der Weisheit des einfachen Volkes — angelegt, und durch eben eine solche, die grösste, die es damals gab, erwarb sich Sebastian Franck hohen Ruhm: er ist es, an dem die Bedeutung der reformatorischen Zeitströmung für die Volkskunde offenbar wird.

Sebastian Franck verkehrte im Jahre 1527 als evangelischer Frühmetter im Hause des Pfarrers Andreas Althamer, des jüngeren Freundes Böhms, zu Gustenfelden bei Nürnberg, ehe er im folgenden Jahre diese Stellung aufgab, um fortan ein ungebundenes Schriftstellerleben von umfangreichster Produktivität zu führen. Es liegt auf der Hand, dass der fleissige und gelehrte Humanist hier im Hause des angesehenen Altertumsforschers im besonderen wohl auch das Buch „Omnium gentium mores“ — zu dem Althamer ja eine Geleitepistel verfasst hatte — kennen lernte und daraus die wichtigsten Anregungen zu eigener Tätigkeit erhielt.[4] Desgleichen wurde ihm Felix Fabris Traktat über die Stadt Ulm wohl schon früh bekannt: 1533 im Sommer setzte sich

4. Dies bildet eine notwendige Ergänzung zu dem sorgfältigen Bilde, das Fr. Weinkauff in der „Alemannia“ Bd. V—VII von der Entwicklung Francks gezeichnet hat. Dort wird auch die volkskundliche Bedeutung Francks ausführlich erörtert (Bd. VII, S. 27—40), ohne dass der Name Joh. Bohemus auch nur ein einziges Mal genannt würde. — Eine Stelle in Francks „Chronica, Zeitbuch und Geschichtsbibel“ von 1531 legt übrigens die Vermutung nahe, dass Franck vielleicht sogar Böhm selber kennen gelernt hat. Daselbst Fol. 474b erzählt er mit Entrüstung von der Verkommenheit des Deutschherrnordens: . . . „ja an etlichen Orten hat mich eyn ordensmann diss ordens bericht, haben sie darumb die Kirchen von neuwem weissen lassen, das mit Glimpf der Burger Wappen herauskemen“. „. . Und wie mich der erst gemellt bericht, haben sie an etlichen Orten die Spital abgebrochen . .“ — Ein ritterlicher Ordensbruder wenigstens wird ihm diese Mitteilungen schwerlich gemacht haben, die ganz in Böhms Gesinnung gehalten sind.

Franck vorübergehend in Ulm fest, und auch schon in Nürnberg, wo er in den Kreisen der Humanisten und Künstler verkehrte, mag ihm eine Abschrift der Heimatkunde jenes Mönches in die Hand gefallen sein.[5]

Nicht nur durch äussere Anregungen, sondern vor allem durch eigene Veranlagung war Franck praedestiniert zu volkskundlichen Leistungen. Aus geringem Stande geboren, verlor er nie den Sinn für das heimische deutsche Wesen, wenn er auch von früh auf eine gute gelehrte Bildung erfuhr, und so umfassend auch seine Beherrschung humanistischer Disziplinen, seine theologischen Studien waren. Wie er in früher Jugend im Wirtshause seines Oheims zu Nördlingen das Leben und Treiben an der Landstrasse kennen gelernt haben mag, so zog er als Mann beständig im Lande umher, hauptsächlich in Schwaben, als Buchhändler oder als Seifensieder, und brachte so einen grossen Teil seines Lebens gemeinsam mit dem niederen Volke zu. Und wenn er auch aus dieser intimen Kenntnis des ungebildeten Land- und Stadtvolkes schliesslich eine tiefe Verachtung der urteilslosen, leichtverführten Menge gewann, so galt sie doch mehr der menschlichen Schwäche und Schlechtigkeit im allgemeinen, als gerade den verhältnismässig einfach schlechten Ungebildeten, die seinem Herzen um Vieles näher standen als die Mächtigen und Klugen dieser Welt, die all ihre feinen Künste und grossen Kräfte auch nur zum Bösen üben; aus allem seinem Schelten auf den wankelmütigen „Bofel“ klingt doch mehr Mitleid und die grosse aus seiner Weltanschauung entspringende göttliche Traurigkeit, als aristokratischer Hochmut. So wählt er auch für seine Schriftstellerei die deutsche Sprache; und seine ganze Lebenstätigkeit ist der Verbreitung von Aufklärung unter den gemeinen Leuten

5. Dr. Hartmann Schedel z. B. hatte dort noch vor 1502 zwei Abschriften davon angefertigt: G. Veesenmeyer in seiner Ausgabe des Tractatus de civ. Ulm. 1889. Vorrede S. VI. f.

gewidmet, im Gegensatz zu den stolzen Humanisten, die ihre Muttersprache verschmähten und im esoterischen Zirkel die Wissenschaften um ihrer selbst willen pflegten.

Wenn Franck nun neben der Historie und Geographie auch Volkskunde popularisierte, so war allein durch den Gebrauch der deutschen Sprache ein beträchtlicher Fortschritt dieses neuen Wissenszweiges gegeben; abgesehen davon, dass nun jedermann von dem Lesen her lernen konnte, auf volkstümliche Dinge zu achten und nach dem gegebenen Beispiele die Kunde zu fördern, so wurde doch besonders dadurch direkt erreicht, dass die echten Formen des Volkslebens fixiert werden konnten, unverfälscht durch Latinisierung der hergebrachten, charakteristischen Ausdrücke.

Wie Sebastian Francks Geschichtsschreibung nur aus dem Charakter seiner religiösen Stellung zu verstehen ist,[6] so ist es auch mit seiner Volkskunde: beides sind nur Einzelarten seiner religiösen Schriftstellerei im weitesten Sinne.

Bohemus war zu seiner Arbeit aus reiner Freude an ihren Gegenständen gekommen. Nur ganz selten verliess ihn die ruhige Sachlichkeit. Angenehm und nützlich erschien ihm die Kenntnis der Sitten, Religionen, Staatsformen, Gesetze, Einrichtungen der verschiedenen Völker, nützlich zur Erweiterung des Gesichtskreises und deshalb besonders denjenigen zu empfehlen, die zur Verwaltung und Regierung eines Volkes berufen sind (Widmungsepistel). Und durch seine Nebeneinanderstellung der alten und neuen Zustände glaubte er den grossen Fortschritt in der allgemeinen Kulturentwicklung dargetan zu haben.[7]

Sebastian Franck schreibt seine Bücher unter dem Gebot der Pflicht; das Gefühl der Verantwortlichkeit des berufenen

---

6. Das zeigte Hermann Oncken: „Seb. Franck als Geschichtsschreiber." Hist. Zeitschr. Bd. 82 S. 385 ff.

7. Praefatio: „cognoscas, quam pulchre et feliciter hodie, quam item inculte et simpliciter olim primi mortalium . . vixerint ."

Publizisten zwingt ihn, sich auch mit Stoffen zu befassen, die ihm an sich keine Freude machen. „Ich mag die Superstition der törichten Gentilität nit alle erzählen, von ihren gräulichen Gottesdiensten und Ceremonien“ (Germ. Chron. Fol. V). Aber: „Weil kein Mensch ihm selber geboren sein soll, sondern je einer dem andern leben soll, hab ich mit diesem dem gemeinen Nutzen wollen dienen, und ja an dem Bau des gemeinen Nutzens diese meine Steine wollen tragen. Wer mehr hat und besser kann, der geb mehr und thu es besser.“[8] „Der Welt und Länder Leben, Wesen, Glauben und Regiment anzuzeigen, wie in mannigfaltige Sekten die wüste, wilde, finstere Welt zerteilt und zerrissen sei, sodass schier so viele Glauben und Gottesdienste sind, wie viele Völker, Länder, ja Städte und Köpfe: diesen Jammer zu beweinen und der blinden, törichten Welt ihr blindes Tappen, Fehlgreifen und Scharmützeln, ja ihren Narrenkolben um den Kopf zu schlagen, hab ich diese Arbeit für die Hand genommen, ob wir doch einmal verständen, warum Christus die Welt eine Finsternis und des Teufels Reich nenne.“ (Weltbuch Fol. III.) Und: „Dies alles stell ich der Welt vor die Augen, nit darum, dass ich verhoff, dass sie sich werde sagen lassen, und dem treuen Eckard folgen, wohl wissend, dass sie zu der Wahrheit kein Ohr hat und ihr weder zu raten noch zu helfen ist . . . Sondern darum sag und erzähle ich dies, ihr zum Zeugnis, über ihren Kopf, dass sie hören muss (aber nicht glauben), was für eine schöne Tanztochter sie sei . . . Darum ist mit der Welt nichts anzufangen, sie ist zu allen guten Werken verderbt und untüchtig, nichts als eitel Unkraut. Darum schweige nur jedermann und mache sich selbst (sich selbst hierin

---

8. Germ. chron. 1538 Fol. 296b; zu vergleichen auch: Weltbuch 1534. Fol 163b. und Sprichwörter II. 57. Auch: „Einer soll des andern Fusstritt (= Staffel, gradus) sein“: Chronik Fol. 93a.

betrügend) keine vergebliche Hoffnung, er wolle etwas rechts mit der Welt anfangen oder ausrichten. Hilf Gott, sie höret nichts, wie alle Schrift zeugt, es ist alles den Tauben gesungen, in den Wind gesät und geschlagen, und die edel feinen Perlen Wahrheit verschüttet und vor die Säue und Hunde verstreuet. Will man aber je reden oder schreiben aus Gott, so sag man ihr alles allein zum Zeugnis über ihren Kopf, und nit zur Besserung" (Weltbuch Fol. 157). — Dieser Hoffnungslosigkeit zu trotz schrieb er doch Buch um Buch.

Ethische Tendenzen herrschen also, wie es dem Zeitalter der Reformation angemessen war, bei Franck vor. Wenn aber dennoch bei seiner Arbeit von wissenschaftlicher Bedeutung auf dem Gebiete der Historiographie und Geographie[9] — und für die Volkskunde gilt genau dasselbe — die Rede sein kann, so kommt es daher, dass erstens seine Ehrlichkeit noch über seinem geistlichen Eifer steht, dass er glaubt, die Gewissen wecken zu können gerade durch Zeigen der Wahrheit: nicht nur wie die Geschichte, sondern auch wie das gegenwärtige Leben sich abspielt, sodass er trotz aller Ironie nie wissentlich fälscht; und dass zweitens ein starkes wissenschaftliches Interesse ihn wie zur Geschichte gerade zu den länder- und völkerkundlichen Stoffen zieht. Nie freilich geht er so ganz in seinem Gegenstande unter, wie seine emsigen Vorgänger in der Weltgeschichtsbeschreibung, sondern immer wieder bricht sein subjektives Gefühl hervor — „wer sollte da nicht weinen, wer sollte da nicht lachen!" — und immer wieder muss er sich selbst daran erinnern, dass objektive Darstellung zu geben sei: „Nun wir wollen ihrer (sc. des Papsttums) nicht spotten, und ihren Glauben und Ordnung ernstlich erzählen", „Nun wir wollen ernstlich daran" (Weltbuch 126b).

---

9. Darüber R. Gosche: S. F. als Geograph. Zeitschr. für allgem Erdkunde. Bd. I. 1853.

Durch die Grundabsicht seiner Arbeit wird die Auswahl des Stoffes beschränkt: nicht jedes Gebiet der wissenschaftlichen Darstellung erscheint ihm gleich nützlich zur Erreichung des Hauptzwecks. Er wendet sich mit Unwillen gegen die fleissige aber weltfremde Gelehrtenarbeit der Pirckheimer, Beatus Rhenanus etc., die in Altertumskunde und Namenforschung leben, deren Notwendigkeit er zwar zugibt: „jedoch wollte ich, dass man nit ewig in diesen Dingen und unnötigen, doch feinen Stücken also grüble und suche und dabei das Nötigste, ja das allein Not ist, vergesse, nämlich Mariae Teil: auf Gottes Wort und Werk sehen, was er uns damit anvertraut und angezeigt haben will, und nit also ewig in Wortkriegen liegen von den eitlen Namen der Dinge; nit in den Naturen und Ursachen aller (Einzel-) Dinge, warum eine Laus sechs Füsse und eine Kuh nur vier habe und doch viel grösser sei, warum das Meer auf- und anlaufe etc.“ (Weltbuch Fol. 23.) — Nicht mit Einzelforschung also will er sich befassen, sondern mit den grossen Zusammenhängen; und für diese Art der Arbeit bringt er eine neue und lebensvolle Anschauung mit, die man bei seinen Vorgängern vergeblich suchen würde, und die den Wert seiner Leistung bestimmt; wie denn ja darin Francks Bedeutung überhaupt besteht, „dass er durch die Ideen dieser deutschen Reformzeit Leben und Zusammenhang in den geschichtlichen Stoff der Chroniken brachte“.[10]

Seit Enea Silvio ist Franck der erste echte Jünger Strabos in der Geographie, und so sucht er in der Volkskunde zunächst den Zusammenhang zwischen dem Erdboden und seinen Bewohnern aufzuzeigen: „weich Land, milder Himmel, weich Gemüt“ (Chron. germ. VI. Vorr.). Damit hängt zusammen, dass „jedes Land, wie vor andern sein eygen Gabe und Urteil, also sein eigenes angeborenes (vielleicht

---

10. W. Dilthey: „Auffassung und Analyse des Menschen im 15. u. 16. Jht.“ Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. V. S. 390.

Influenz des Himmels) Laster hat": „ländlich sittlich" (Chron. germ. V.).[11]

Auch Bohemus hatte — nach dem Vorgange Herodots — allgemeine Prinzipien aufgestellt: „In glücklich gelegenen Gegenden ist alles friedlich, in trübseligen kriegerisch und männlich." (Lib. III. Cap. 1.) Aber so etwas blieb bei ihm doch nur einfache Lesefrucht, die hinübergenommen wurde, wie Notizen tatsächlichen Gehaltes. So findet sich denn bei ihm als Erklärungsgrund für die Verschiedenheit der Sprachen und Sitten zugleich auch: die allzu frühzeitige Trennung der Söhne Noä und ihres Geschlechts von dem Stammvater und seiner guten Zucht (Lib. I. Cap. 1). Bei Franck aber, das ist der wesentliche Unterschied zwischen beiden, sind gerade solche theoretische Erkenntnisse die Träger der ganzen Darstellung.

Die Einzelformen der Menschenarten sind nicht der eigentliche Gegenstand seiner Betrachtung, die demnach nicht bei der rein deskriptiven Völker- und Länderkunde stehen bleiben will; sondern hinter den nach äusseren Einflüssen verschiedenen Formen sieht er eine allgemeine Menschheit mit wesentlich sich gleichen Zügen: „Die Länder verkehren sich wohl am Haare, Stimme, Kleidung, Sprache, aber nit am Gemüt; wer eine Stadt siehet, der siehet sie alle, ja die ganze Welt. Was der Türke in seiner Kleidung, Manier, Sprache sucht, redet und tut, das sucht, redet und tut der Deutsche, Franzose etc. in der seinen. Wie Eva in allen Weibern, so ist ein böser Mensch Adam in allen Menschen . . . So wenig wir einander gleich sehn unter Augen, so gleich sehen wir alle einander im Gemüt" (Germ. chron. Vorr. V). Am Masse dieses Begriffs der allgemeinen Menschheit, nicht in dem Stande der Sünde, darin sie sich befindet, sondern in dem Stande der Gotteskindschaft, darin sie sein

11. Zu vergleichen auch Weltbuch Fol. 58b: „(Die Sachsen) haben eine eigne Zung und Gestalt nach des Himmels Einfluss."

sollte, werden nun alle die besonderen Lebens- und Denkformen der verschiedenen Völker und Individuen gemessen, und sie verlieren dabei jeden objektiven Wert: alles Zeitliche ist eitel. Wie das Szepter der Weltherrschaft unter den Völkern der Erde umgeht gleich dem Glücksrade (Weltbuch Fol. 52b), so wechseln die Staatsformen, Religionen und Kulturen (Germ. Chron. Fol. IIb f.), und vom Uebel ist der Wortglaube der Türken wie der Christen, der Lutherischen wie der Papisten. Darum tritt Franck mit der Vorurteilslosigkeit eines Fremden an die Institutionen seiner Heimat, an die Anschauungen seiner Zeitgenossen heran und übt so eine Kritik des gesunden Menschenverstandes, vor der so leicht nichts standhält. „Wenn ich mich an eines Heiden (oder Juden) Statt stelle, so will mich bedünken, sie spotten . . .“ (Weltbuch 126b). „Ich wollt, du setztest die Gewohnheit auf ein Ort, und setztest dich eine Weile ernstlich an eines Juden oder Heiden Statt, unsern Glauben fleissig anzusehen und gegen das neue Testament zu halten: Gott, wo du dich da nicht wirst kreuzigen . . .“

So universalistisch und kosmopolitisch aber auch Francks Weltanschauung ist, steht ihm übrigens doch das deutsche Volk hoch über allen Völkern: „Ja, wo die Deutschen ihren eigenen Reichtum wüssten und sich selbst verstünden, was sie im Wappen führten, sie würden keinem Volk zwar weichen und wie um kein Stück Brot, also auch um keine Gnad, Rat, Tat, Weisheit, Lehre, Verstand zu Gnad und Füssen fallen“ (Germ. Chron. Vorr. Ib). Diese Liebe und Verehrung jedoch veranlasst ihn nur zu umso härterem Schelten.

Es ist also nicht der alles Erreichbare zusammentragende Gelehrtenfleiss, nicht patriotischer Stolz auf alles Vaterländische wie bei Irenicus, es ist nicht die pietätvolle Sorgfalt eines Bohemus, was Sebastian Franck bestimmt, in seinen Chroniken auch volkskundliche Kleinigkeiten der grossen Geschichte beizufügen. Wie oft auch im einzelnen vielleicht das eine oder das andere dieser Motive mitgesprochen hat,

in der Hauptsache ist doch massgebend dazu geworden seine Erkenntnis — die er als erster in solch klarer Weise erfasst und betätigt hat —, dass gleich den Staats- und Kirchenformen, gleich der politischen Geschichte und Wirtschaftsweise auch die alltäglichen Lebensgewohnheiten der Volksmasse dienlich und wichtig sind zur Erforschung des Charakters eines Volkes und, durch Vergleichung der Völker, weiterhin der Menschheit. Und insofern würde ihm allerdings das Verdienst zugesprochen werden müssen, als erster mit vollem Bewusstsein wissenschaftliche Volkskunde getrieben zu haben.

§ 2.

In drei Büchern nimmt Franck Veranlassung, sich mit dem deutschen Volke wissenschaftlich zu beschäftigen. In seinem ersten historischen Werke, der Geschichtbibel von 1531, geht seine Betrachtung aber von zu eng bestimmten Gesichtspunkten aus, als dass er zur eigentlichen Volkskunde käme. Während auch das letzte der drei, das „Chronicon Germaniae“ von 1538 ausschliesslich Geschichte bringt, bietet ihm das „Weltbuch“ 1534 Gelegenheit, vergleichende Völkerkunde und Volkskunde in dem Sinne Enea Silvios und Böhms zu treiben. Schon in der Vorrede zur Geschichtsbibel kündigt er sie an: „Derhalben, so ich sehe und empfinde, dass dir diese meine mühsälige Arbeit nutz oder angenehm wird sein, will ich in einer sondern Chronik mit der Zeit wills Gott hinnach schicken, was auch andere Nationen für seltsame Glauben, Sitten und Ceremonieen haben in all ihrem Wesen, auch Gelegenheit und Beschreibung des ganzen Erdbodens, Asiae, Africae und Europae, deren darin gelegenen Länder und Völker, Eigenschaft, Glauben, Religionen, Sitten, Ceremonieen, Polliceien, Regimenten, Kriegen, Gesetzen, Gewerben, Bräuchen, Flüssen, Früchten, Kleidungen, Gebäuden, Künsten, Gestalten, Leben etc. und nit allein

der Länder sondern auch der Völker darin mit all ihrem Tun und Lassen . . . nit allein unserer Nachbarn und Anstösser der Böhmen, Ungarn . . . sondern auch in Asia und Africa . . .“

Im Jahre 1534 erschien dann das Weltbuch, zum ersten Male in deutscher Sprache eine Darstellung des gesamten Wissens der Zeit von der Erde und ihren Völkern bietend, von höchster Bedeutung für die Verbreitung alter und neugewonnener Kenntnisse. In dem vorangestellten Autorenverzeichnis stehen neben den alten Römern und Griechen, Kirchenvätern und mittelalterlichen Chronisten[1] auch die neuesten Geographen und Historiker: nach Enea Silvio und Flavio Blondo Pirckheimer, Beatus Rhenanus, Petrus Apianus, Christoph Columbus, Amerigo Vespucci, Ferdinand Cortez, Lorenz Friess, Sebastian Münster und vor allem — an vierter Stelle genannt — „Joannes Aubanus Boemus“. Nicht nur hier, sondern auch im Text späterhin wird dieser letzte als Quelle genannt[2] und oft auch ohne dies mancher Absatz in wörtlicher Uebersetzung aus den „omnium gentium mores“ herübergenommen, ohne dass doch dieser Buchtitel angeführt wird: also konnte er wohl ebenso als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wie die Werke der genannten Grossen.

Ganz besonders bei Schilderung der modernen Deutschen liegt ihm die Darstellung des Bohemus[3] zu Grunde. — „Von dem jetzigen Stande der Deutschen, den wir vor Augen sehen, darf ich uns Deutschen nit viel schreiben, denn die Erfahrung lehret es, dazu macht die tägliche Veränderung

1. Darunter z. B. „Chronica Herr Jacobs Kirchherr zu Trusenheim, Anno 1386 beschrieben allermeist von Strassburg und Elsass“, die Franck zu Strassburg im Manuskript kennen gelernt hatte, wie zu Ulm den Traktat Felix Fabris.

2. Fol. 7, 14b, 42, 187, 234b.

3. Ausser Lib. III Kap. 12-17 auch Lib. II Kap. 12: „De Christianis eorumque origine et ritibus.

der Sitten, Reiche, Glauben, Religion, Pollizeien u. s. w., dass man nichts Gewisses, ob man gleich wollte, davon schreiben mag“ (Fol. 45 und 47). „Nit viel“ also: aber doch geht er in manchem über sein Vorbild sogar hinaus.

Von der Kleidung, Nahrung, Wohnung, Beschäftigung, sozialen Gliederung sagt er im grossen und ganzen dasselbe wie Bohemus, doch wird er im einzelnen oft ausführlicher, wie er z. B. fol. 137 b die Kirche beschreibt: mit Pfeilern, Orgeln, Marmor, Gold und Silber, mit köstlichen Altären, Bildern, Ampeln, Leuchtern, Schilden, Helmen, der Chor vom Schiffe getrennt, daran die Sakristei, der Glockenturm, ringsherum der Friedhof mit den Gräbern. Die allgemeine Charakteristik des deutschen Volkes weist originale Züge auf. — Nach dem gegebenen Schema werden auch hier erst die Deutschen im ganzen, dann die einzelnen Stämme behandelt, und in jedem Falle wieder erst die alten Zustände, dann die neuen: da aber setzt Franck eine allerneuste Epoche an, die mit dem Jahre 1520 beginnt und Deutschland aus der ehemals einheitlichen Leitung durch die Geistlichkeit befreit und in wohl zehn verschiedene Glaubenssekten zerrissen hat (fol. 44).

Im Abschnitt „Franken“ (fol. 49b ff.) gibt Franck zunächst die wirtschaftsgeographischen und volkscharakteristischen Notizen des Bohemus wieder, auch die Gebräuche beim Eintritt des neuen Würzburger Bischofs, beim Amtsantritt des neuen Domprobstes. Dann fährt er fort: „Sie haben viel seltsame Bräuche, die ich darum erzählen will, dass man dies, so von Ausländern gesagt wird, desto eher glauben wird, und dass wir nit wähnen, die Juden, Türken, Heiden etc. seien allein Narren, weil wir wohl so thörichte Bräuche vor der Thür in unsern Landen haben, und dennoch Christen wollen sein.“[4] Nach diesen Worten wiederholt er die Er-

---

4. Zu vergleichen sind hiermit die Worte, durch die Bohemus den gleichen Abschnitt einleitete. S. 98 oben.

zählung des Bohemus — einiges jedoch sich für später aufsparend — in gleicher Weise dem Laufe eines Jahres folgend; aus eigener Erfahrung gibt er hier noch seinerseits Variationen und Erweiterungen dazu.[5]

So ziehen in den Weihnachtstagen die Knechte und ledigen Gesellen auf dem Lande herum durch die ganze Nacht vor den Häusern — auch an etlichen Orten in den Städten — und singen die Leute an, „mit grosser Heuchelei," loben den Hausvater und sein Gesinde von Fuss auf und ersammeln mit ihrem Heucheln viel Geld. Etliche von ihnen ziehen herum durch das ganze Land mit einem Glöcklein, läuten und singen, für ein Gotteshaus sammelnd.

In den zwölf Nächten zwischen Weihnacht und der drei Könige Tag hat man grosse Acht, wie das Wetter der zwölf Tage ist: also soll ein jeder Monat im Jahr das Wetter haben, von denen jeder seinen eigenen zugerechneten Tag hat: der erste Monat den ersten Tag, der zweite Monat den zweiten Tag u. s. w.

Das Pflugziehen zu Aschermittwoch wird in einigen Orten so gehandhabt: man zieht einen Pflug, auf dem ein meisterliches Feuer angemacht ist, sodass er in Brand gerät, bis er zu Trümmern fällt.

Auch hält man zu vieren ein Leinentuch bei den vier Zipfeln. Darauf legt man eine Strohpuppe, die mit Hosen, Wams und Larve wie ein toter Mann ausstaffiert ist; die schwingt man dann mit den vier Zipfeln auf in die Höhe und fängt sie wieder im Tuche auf. Dies treiben sie durch die ganze Stadt.

Im Anschluss an die Rosenlaternen der Mädchen zu Johannisnacht, bei denen man um einen Kranz Meisterlieder singt, erzählt Franck: Sonst auch oftmals im Jahr zur Som-

---

5. Diesen Abschnitt zitiert J. Grimm oft in seiner „Deutschen Mythologie" als primäre Quelle. Bohemus scheint ihm unbekannt gewesen zu sein.

merszeit, so die Mägde am Abend in einem Ring herum singen, kommen die Gesellen in den Ring und singen um einen Kranz, gewöhnlich von Nelken gemacht; welcher das beste tut, der hat den Kranz. — Am Schluss des Kapitels heisst es dann wieder: „das alles sag ich darum, dass wir die Türken nit allein für Narren halten". —

Von den Zuständen und Beschäftigungen der Schwaben (fol. 52) und Baiern (fol. 53b ff.) wird ebenfalls die Schilderung des Bohemus wiederholt,[6] die bairischen Volksrechte aber sind in starker Verkürzung und in vielfach anderer Fassung wiedergegeben. Ein grosser Teil wird zusammengefasst in den das Wesen des Volksrecht charakterisierenden Satz: „In Summa, all ihre Sachen und Gesetze von Ehehändeln sind mit Geld abgetragen, gestraft und gebüsst worden und sonst fast alle Uebeltaten."

Von den Sachsen werden die Trinkgelage, auch der „Adams"-Brauch beschrieben (fol. 59b); dazu steht hier noch: „die heüsser seind schlecht von Kat gemacht, schier wie in Ungern." Das Volk ist oft reich, missbraucht aber seine Schätze nicht zu grosser Pracht.

In der gleichen Art werden dann auch einige Landesteile behandelt, die von Bohemus nicht so berücksichtigt waren. Meist dient hier Enea Silvio als Quelle (besonders für Friessland fol. 60b); nur für Elsass stand dem Schilderer eigene Erfahrung zu Gebote.

Die Elsässer sind „streitbar, mild, schlicht und nicht

---

6. An Rolevinck und Fabri übrigens erinnert es, wenn Franck an anderer Stelle sagt (Germ. chron. Vorr. IV^{b} f.): Diese Länder geben aller Welt Volk genug, und ist dannoch allzeit mit solchem Ueberfluss besetzt, dass Dörfer und Städte zerrinnen wollen, und der Güter und Herberg in einen solchen Aufschlag kommen, dass kaum höher mag." Höchst merkwürdig ist der Ausweg aus dieser Bedrängnis, den Franck vorschlägt: eine Auswanderung nach Ungarn; selbst wenn 100 000 Mann dort sich ansiedelten, würde man in Deutschland den Verlust nicht merken.

prachtlich an Kleidung, arbeitsam, zerhaftig (?)". Ein Grundzug ihres Charakters ist die Gastlichkeit. Wenn ein Nachbar stirbt, so tröstet man die Freundschaft mit einem Gastmahle; wird einem ein Kind geboren, pflegt man ein Freudenmahl zu halten. In jeder Zunft werden dem Bürger, dem ein Erbe geboren wurde, Geschenke gegeben. Wohl der dritte Teil der Bewohner des Landes sind Schwaben, Baiern oder Franken: Fremdlinge werden hier freundlich aufgenommen; man fragt hier nicht, wer er sei, von wannen er komme. Wenn ein Fremder sich redlich hält, kann er ebenso wie die Eingeborenen zu Ehren und Aemtern kommen. Wenn einer, nachdem er Bürger geworden, in einen Rechtshandel verstrickt wird, so helfen ihm alle mit Hab und Gut heraus „und haben ein fast freundlich Bündnis mit einander". — Der Gastlichkeit steht im Volkscharakter der Elsässer ihr grosser Leichtsinn gegenüber. Sie lieben den Wein und überhaupt das Wohlleben: wenn sie etwas besitzen, so jubeln sie meist in den Tag hinein, ohne an ein Morgen zu denken; und weil sie keine Vorräte sammeln, so kommt es, dass im Lande trotz aller Fruchtbarkeit leicht Hungersnot ausbricht. Die Stadtverwaltungen müssen Speicher anlegen, um dann der Not steuern zu können. Die Städte und Dörfer sind schlecht gebaut, denn die Elsässer legen nicht, wie die Schwaben, viel Kosten und Fleiss an die Häuser, sondern lieber an Wohlleben und Essen: deshalb versetzen sie auch oft Aecker und Wiesen, und schier nichts ist unverpfändet bei ihnen. — Man ist hier nicht eifersüchtig gegen die Weiber, sondern badet in öffentlichen Bädern „alles under einander", doch ehrbarlich bedeckt und eingehüllt. Ausser mit Wein (der hier gekocht wird) und Korn ist kein besonderer Handel oder Gewerbebetrieb im Elsass. Seine Bewohner gebrauchen kaiserliches Recht, sind freiheitliebend und ja auch nicht an Tyrannen gewöhnt (fol. 62b ff.).

In der Schweiz gehen die Männer mit dem Vieh um, melken, bereiten Käse: das ist bei ihnen keine weibische

Arbeit; ja, wenn keine Frauenhand dazu gekommen ist, so glauben sie, dass die Ware desto besser geraten sei (fol. 64).

Brabant ist mit kühnem, schönem, geradem Volke besetzt, das unter einander friedlich und freundlich lebt; ein wohltätiges, mildes andächtiges Volk, nicht unähnlich dem fruchtbaren Erdreich, darinnen sie wohnen; also dass Volk und Land gleich gut sind (fol. 62) u. s. w. —

Am Schlusse seiner „Europa“, des zweiten Teiles im Weltbuch, gibt dann auch Franck — wie Bohemus in seiner „Asia“ (Lib. II) — eine Gegenüberstellung des christlichen und des türkischen Glaubens. Im äusseren Gange der Darstellung auch hier seinem Muster folgend, zuweilen — bei den Institutionen, Sakramenten, Glaubenssatzungen — nicht so ausführlich wie dies, flicht Franck jedoch gerade in diesem Abschnitt eine Fülle neuen Materials ein, wodurch der Umfang der Volkskunde um die Gebräuche bei sakramentalen Feiern, vor allem der Hochzeit, und auch sonst etwas erweitert wird (fol. 127b ff.).

Bei der Taufe wird der Täufling hoch empor gehoben, „dass er flucks wachs“. „An etlichen Orten vertrinckt man die Kinder, hält Kindschenken, Kindbetthof, Küchelbad, und wird die Frau wieder eine Jungfrau oder Grometh, welches ein Heyd aber verlachen möchte, weil es der Taufe Christi eben so gleich siehet, als ein Schneck einem Jagdhunde.“

Zur Eheschliessung (fol. 128) kommen die Christen, nach der Verordnung eines Papstes, vor die Kirchtür. Dort segnet sie ein Pfaffe ein, und alsobald fällt dem Bräutigam jedermann, wer da kann, in das Haar. Die Braut prangt einher mit ihrem Frauenzimmer und ein paar Gespielen, mit Trommeln, Pfeifen, Geigen oder anderen Instrumenten, erstlich in die Kirche, darnach zum Altar ihr Opfer zu bringen. Zuletzt gehen sie alle der Ordnung nach nach der Messe wieder zum Altar. Dort gibt der Priester jedem einen Trunk aus dem Kelche; diesen gesegneten Wein heissen sie Sankt Johannissegen; dann geben sie der Kirche Urlaub und gehen

zu Tisch. Der Braut trägt man an vielen Orten ein Reis oder Thyrsis vor. — An etlichen Orten reitet man um den Löffel als gelte es Leib und Leben. Wer zuvor kommt und der Braut den Löffel bringt, der hat von ihr ein Geschenk, und dies ist eine Ehre. — An etlichen Orten fangen die jungen Gesellen die Braut und ihr Zimmer, dass sie sich von ihnen löse. — An etlichen Orten kommen die gemeinen Weiber auch auf die Hochzeit, und die Braut muss ihren Mann von ihnen lösen. Darnach verbringt man das Mahl mit gar christlichen Uebungen, nämlich mit Spielleuten, Hoffieren, Schalksnarren, Schwänken und „Jauffkindt" oder „Freyhart"-Sprüchen. Darnach eilet man dem Tanze zu: da gilt es unsinnig sein. An etlichen Orten bittet man der Braut ihr Schappel, Kranz oder Jungfrauenzeichen ab: sie muss alsdann weinen vor Scham, aus Gewohnheit, wenn sie es nicht gern täte; sie wäre sonst keine Jungfrau. — Nach dem hat man in mancherlei Weise an mancherlei Orten der Braut (die nach des Landes Sitten vor andern seltsam angetan und gekleidet ist) zu schenken. — Zur Nacht legt man sie zusammen und singt sie an mit einem christlichen Liede, wie sie sich mit dem Bräutigam soll halten und beischlafen, und andere unnütze Dinge. Zuvor aber tanzt man, und im Tanze verzückt man die geile, mutwillige Braut. Da kommen an dem Tage allerlei Spielleute, Lotter, Freyharten, die haben auch ihre Ernte auf der Hochzeit. An etlichen Orten legt man die Brautleute des Nachts zuvor zusammen, so sie am Morgen zur Kirche gehen wollen. „So mit grosser Gottesfurcht greifens diese christlichen Eheleute an." —

Stirbt ein Priester (Fol. 128b), so begräbt man ihn mit grossem Gepränge und einem wächsernen Kelche in der Hand, in einem vollständigen Messgewande, als wolle er am Altar stehen in der Kirche; dass er also auferstehen werde am jüngsten Tage.

Merkwürdige Bräuche haben die christlichen Brüder-

schaften, um zu ihrem Gelde zu kommen. So hängen z. B. die von der St. Antoniusbruderschaft einigen Schweinen Glöcklein in die Ohren, lassen sie in der Stadt umherlaufen, um die Gemeinde zur Ehrung St. Antons herbeizuziehen: wer ihnen etwas gibt, dessen Vieh wird von allem Unglück bewahrt. Wenn nun die Schweine feist werden, dann werden sie von den Pfaffen mit ihren lieben Fräuleins um St. Antonius' willen gegessen. Dieser Heilige hat auch in den Kirchen einen Trompeter mit zwei Glocken, die eine Terz von einander klingen, um die armen Thoren, die allweg gern läuten hören, herbei zu locken. Die Glöcklein läuten, wie etliche auslegen: „Heller Pfennig", „Gieb mir, mangel du!" —

Dann gibt Franck auch an, welche spezielle Funktion die wichtigsten Kalenderheiligen haben, während Bohemus nur ihren Festtag aufgezeichnet hatte (Lib. II. Cap. 12. S. 147 f.). St. Wendelin ist auch (wie Antonius) ein Kuhhirt; sein Bild hat gemeinhin viele Tierlein vor sich hängen. St. Florian muss das Haus vor Feuer bewahren; St. Sebastian ist gut für Pestilenz. Alle Kirchen sind voll von Bildern dieser Heiligen und voll Ampeln. — Jedes Handwerk hat seinen eigenen Heiligen: so St. Katharina für die Gelehrten, die Aerzte haben St. Kosman und Damian etc.; St. Margareta wird bei Geburten angerufen, St. Barbara in Todesnöten; ihre Verehrer sollen nicht ohne das Sakrament verscheiden. Bösen Augen hängt man vor St. Ottilien Bild. St. Apolonia hilft bei Zahnweh und so fort. Auch jedes Land hat seinen besonderen Heiligen: die Franken St. Kilian, die Schwaben St. Ulrich etc. (Fol. 129 b).

Zuweilen zieht das Volk mit Gabeln, Sicheln, Melkgelten, Kindern auf Wallfahrten. —

Wenn ein Pfaffe seine erste Messe liest, feiert er seine „Hochzeit": die Kirche ist an diesem Tage sein, er muss sie kaufen. Da setzt er sich eine Kugelkappe auf und sieht heraus, wie eine Spinne aus einer Logel. Reinheit muss

er schwören und geloben und gibt sich die Kirche zum Weibe. Jedoch gibt man dem andächtigen Priester auf diesen seinen Hochzeitstag eine Braut zu, etwa eine schöne Jungfrau, die den Namen hat, die ihm auch lieber wäre, als seine Kirche . . . Er nimmt sich auch einen Vater und eine Mutter auf diesen Tag zu seinen rechten Eltern hinzu, etwa reich und wohlhabend: alles der Geschenke wegen, dass sie ihn als einen Sohn mit einem Gulden oder zehn in seinem Leid ergötzen, und damit er sie allweg als eine Zuflucht habe. —

Die römischen Christen ziehen auf folgende Weise „Zwölfboten". Der Messner hat ein Rad; darauf sind die zwölf Boten (Apostel) gemalt, deren jeder seine eigene Schelle hat. Das Rad wird zum Umlaufen gebracht, und welches Apostels Schelle einer von Ungefähr ertappt, der ist sein „Zwölfbote", dem fastet er jährlich an seinem Abend und hat ihn als seinen Fürsprecher bei Gott fleissig im Gebet.

Etliche halten an ihrem Geburtstage ein grosses Fest und feiern den Tag ihres Patrons und Namens mit grossem Gefress. —

Zur letzten Oelung geht man zu dem Kranken über die Gassen mit einer Laterne voran, davor bücken sich die Leute: meist sogar knieen sie nieder (Fol. 130 b).

Im Zusammenhang folgt hiernach (Fol. 130 b—135) ein Kapitel über „der römischen Christen Fest, Feier, Tempel, Altar, Begräbnis, Besingnis und Bräuchen durch das ganze Jahr": ziemlich vollständig nimmt er da noch einmal — ohne Namensnennung — die entsprechenden Ausführungen des Bohemus aus dessen Kapitel über Franken in seine Arbeit herüber; und auch hier tut er seinerseits viele neue Einzelheiten hinzu.[7] Wie Bohemus bleibt auch er nicht bei

7. Das bisher vorgebrachte wird als Probe seiner Volkskunde dieser Art genügen; das meiste findet man gedruckt bei A. Schultz: „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrht." S. 401 ff.

den kirchlichen Gebräuchen stehen, sondern er geht sehr ausführlich — weit mehr als jener — auf den Aberglauben im allgemeinen ein.

Wenn man bezaubert ist oder krank, oder wenn man etwas verloren hat, sucht man Rat bei Zauberei etc.: etliche sehens in Kristallen, etliche sonst. Sie haben auch viel Aberglauben und Segen bei den schwangeren Frauen in Kindsnöten, Weibnehmen, Buhlen, Viehkaufen, Hochzeiten, Erlahmen, Wahrsagen, Teufelbeschwören, Wettermachen. Item bei den Kindbetterinnen, die sie mit einem Lichte ein und aus der Bettstadt segnen, mit viel Kreuzen, und machen die Frauen furchtsam, als ob ihnen der Teufel mehr gefährlich sei als sonst etc. Und ist schier kein Mensch unter diesen Christen, der nit seinen eigenen Segen und Aberglauben hab. — So oft es übel wettert und überzwerch geht, so hat es nicht Gott, sondern Hexen getan, derer sie auch viele martern, verbrennen. — Noch segnen etliche sich selbst gegen Waffen, Wasser, Feuer, Feinde, Geschoss, Wölfe, mit abergläubischen Worten, Segen, Zeichen, Geberden etc.; etliche auch ihr Vieh gegen Ungeziefer und Unholde. Etliche binden ihre Bäume mit einem Strohband in der Weihnacht für alle Hagel, Würmer und Brand. Etliche fahren auf dem Bock, Gabel etc. Etliche machen aus Verhängnis Gottes Wetter, lähmen die Leute, und derlei mehr. Etliche tragen etwas am Halse für alles Unglück.

Und wie Franck so von der Taufe an alles beschrieben hat, wie das Leben seiner Zeitgenossen von seltsamen Gebräuchen begleitet wird, so berichtet er zum Abschluss nun noch von den Verfahren beim Begräbnis. So einer verschieden ist, so läutet man ihm mit allen Glocken (ist er reich) gen Himmel: alsdann weiss die Freundschaft, wann sie zu dem Opfer kommen soll, den Verstorbenen zu begraben . . . . Der Pfaffe steht dann vor dem Altar, und es kommen die Freunde zum Opfer viele Meilen Weges, opfern Geld, Wein, Mehl, Brot, Lichter, je nach des Landes Brauch. Derweilen

singt der Pfaffe, solange das Opfer währet; so sie damit aufhören, verstummt er. Nach Beendigung der Messe geht man mit einem Rauchfass über das Grab. — So geleiten die Freunde die Erben heim, man gibt ihnen dann ein gutes Mahl, besonders, so sie weit hergekommen sind. Dabei besingen sie den Verstorbenen. Bald folgt der siebente, darnach der dreissigste (Tag), so ist die Klage aus: da ziehet der Kläger die feindselige Klagekappe wieder aus, an etlichen Orten streifen sie sie an den Hals, an etlichen schlägt man sie allein um den Kopf und zieht sie vor das Maul, damit die Leute des Erben Lachen nicht gewahr werden. — Etlich bestimmen vorher, wie man sie soll begraben, wie viel Kerzen, Schüler, Messpfaffen man nehmen soll . . . Etliche machen ihren Grabstein lange vorher, mit ihrem Wappen, Unterschrift und Namen . . . An etlichen Orten, so die Erben nit weinen noch klagen mögen, besolden sie Klageleute, alte Begeinen, die vorangehen und die Augen mit Zwiebeln bestreichen, dass sie weinen und sich kläglich stellen.

„Es seind auch an anderen Orten, mir nit bewusst, viele andere lächerliche Bräuche; denn auch in der Latiner Glauben sind nicht durchweg einerlei Ceremonieen, sondern schier jedes Land hat die seinen, wie wir von Engelland, Hispania, Italia, Francia gehört haben (Fol. 138)“. Allmählich aber verlässt den sorgfältigen Weltbeschreiber die Geduld: „Davon nun genug!“ Zwar ist noch „viel anderen Narrenwerks das Papsttum voll“ und „hier wäre viel zu sagen von den besonderen Bruderschaften, Heiligen und Altären der Handwerker, wie ein jeder seinen eigenen Heiligen, Bruderschaft und Altar hat, gut für alles Unglück, an dessen Festtagen sie grosse Bankette haben und mit vielen Ceremonieen das Fest begehen“. „Aber wer kann dies Narrenwerk alles stückweis beschreiben? Es ist kein Unglück, Not oder Krankheit, die nit ihren eigenen Heiligen dafür habe. Wer will aber die Aberglauben der römischen Christen all erzählen, von ihren tausendfältigen Segen für alle Geschosse, Wunden, Vieh,

Bäume und alles Unglück? Item was für Zauberei sie mit ihrem geweihten, bezauberten Brot, Wasser, Palmen, Kräutern, Wachs, Salz, Wein etc. anfangen? . . . Weiter: wieviel hätt ich zu sagen von ihrem Gott dem Papst? Item wer kann die Wallfahrten alle erzählen? Wer kann nur von den Orden allen sagen, ihrer Superstition, Kleidung, Orden, Regeln, Ceremonieen .... davon wäre auch Wunder zu sagen, wer Lust hätte, die Sache noch länger zu beschreiben." Aber eben diese Lust geht Franck aus, und so schliesst er den Abschnitt von den Gebräuchen der römischen Christenheit, das heisst seiner Landsleute, wie sie wenigstens noch kurz zuvor allgemein gegolten hatten, um zu den Griechen und den anderen orientalischen Kirchen überzugehen.

Wie aus der hiermit gegebenen Zusammenstellung ersichtlich wird, ist Franck in seiner Volkskunde in der Hauptsache abhängig von Bohemus. Dieser hat den neuen Stoff als solchen in den Wissenschaftsbetrieb eingeführt und ihm seine Stelle im Gesamtbereich der historisch-geographischen Wissenschaften angewiesen.[8] Und dieser Anregung folgend, nimmt Franck in grösserem Umfange Sitten und Gebräuche des deutschen Volkes in sein historisch-geographisches Gemälde desselben auf, vornehmlich, weil er die seelenkündende Bedeutung dieser Sitten erkennt. Deshalb haben die volkskundlichen Materialien, die nicht direkt — nach dem Stande seiner Anschauung — geeignet sind, ihm für seine wichtigsten Zwecke zu dienen, nur nebengeordnetes Interesse, wie Nahrung, Kleidung, Wohnung. Zwar lässt er als fleissiger Enzyklopädist auch derartiges, wie es durch seine Vorgänger und Muster zusammengebracht war, nicht unberücksichtigt; aber er geht auch nicht — oder doch nur in Einzelheiten ohne grösseren Wert — über die alten Grenzen hinaus. Und er, der wohl wie wenig andere seiner Zeitgenossen

---

8. Also muss diesem der grösste Teil des Verdienstes zugesprochen werden, das W. H. Riehl Franck und besonders Münster gibt.

Auge und Sinn hatte für das Charakteristische in den alltäglichen Lebensformen seiner Umwelt, hat doch weniger der Volkskunde neue Gebiete eröffnet, als vielmehr ihren gegebenen Stoffbereich weiter ausgebaut.

An jeder Stelle ist der Einfluss der reformatorischen Zeitströmung sichtbar. Wie alle seine Wissenschaft hat Franck auch diesen neuen Stoff als Mittel der Argumentierung seiner ethischen Tendenzen herbeigezogen; und weil seine Tendenzen von der offiziellen Welt der Gelehrten, Theologen und Staatsmänner geächtet wurden, hat er den wesentlichen Teil dieser Kunde, der für ihn am fruchtbarsten war, diskreditiert; oder vielmehr: er hat die wissenschaftliche Ebenbürtigkeit der nationalen Sittenkunde mit Historiographie und Geographie, die durch Bohemus ihr verliehen war, wieder in Frage gestellt. Wie es im Mittelalter gewesen war, dass eine Sammlung der charakteristischen deutschen Volksgebräuche nur in eifernden Predigten stattfand, so waren es auch in der Folgezeit wieder bekehrungseifrige Moralisten vor allen, die in der Literatur diese Dinge lebendig erhielten.

Sebastian Francks Bedeutung für die wissenschaftliche Volkskunde besteht aber — abgesehen von seiner einzigartigen Anschauung ihres höheren Sinnes[9] — auch darin, dass er dieses ganze von Celtes und Bohemus eröffnete Stoffgebiet — ausgenommen freilich die festlichen und symbolischen Volksgebräuche — durch sein deutsch geschriebenes Buch der Laienwelt als einen Gegenstand der Wissenschaft ins Bewusstsein brachte, dass er es ferner — durch Vermittlung Münsters — in der Gelehrtenwelt heimisch machte: mehr als dies dem Buche des Bohemus selbst gelungen war.[10]

---

9. Darüber oben S. 118.

10. Vielleicht steht es doch auch im Zusammenhang mit dem Erscheinen des „Weltbuchs“ 1534, dass erst vom folgenden Jahre ab rasch hintereinander die zahlreichen Neudrucke der „omnium gentium mores“ erfolgten.

Viertes Kapitel.

Die Volkskunde und der spätere Humanismus.

In der geographischen und historischen Literatur der zwanziger Jahre ist eine Beeinflussung durch das Werk des Bohemus einstweilen noch nicht zu bemerken. Die Arbeiten der älteren Schule nehmen ihren ununterbrochenen Fortgang. Die „Germaniae exegesis" des jungen Irenicus fand zwar manchen Beifall, aber als entgültige Befriedigung des alten Desideriums konnte sie doch nicht gelten: sie erlebte auch nur eine einzige Ausgabe. In den Kreisen der Aventin, Beatus Rhenanus etc. blieb der Gedanke des Meisters Celtes lebendig, dass nur durch Zusammenwirken vieler einzelner Gelehrter, von denen ein jeder seine besondere Heimat erforscht, ein wirklich getreues, vollständiges Bild des gemeinsamen Vaterlandes, des bisher noch immer so nebelhaften deutschen Landes gezeichnet werden könne. Während sich die Geographen — Schöner, Apian, Suntheim — ihre wesentlichen Verdienste um Erweiterung des Gesichtskreises mehr durch Bekanntmachung der neuen Welt und topographische Einzelforschung erwarben,[1] kam es von Seiten der Historiker[2] zu praktischen Versuchen zur Lösung der nationalen von Celtes hinterlassenen Aufgabe.

---

1. Darüber Gallois a. a. O. S. 183.

2. Natürlich darf bei dieser Gegenüberstellung nicht vergessen werden, dass der Betrieb der einzelnen Wissenschaften damals noch in keiner prinzipiellen Weise getrennt war; die verhältnismässig scharfe Spezialisierung bei Bohemus ist eine seltene Ausnahme.

Aventin hatte schon 1517 in Ingolstadt den Plan einer „historischen Kommission für Deutschland",[3] dem Kaiser Maximilian seine Gunst schenkte, verwirklichen wollen. Im Jahre 1525 wandte er sich dann an Beatus Rhenanus, der sich des Gedankens mit Eifer annahm. Noch im selben Jahre begann er um Mitarbeiter zu werben, und er verfiel dabei auch auf Sebastian Münster, den er schon als tüchtigen Geographen kennen gelernt hatte. Diesem Münster fällt das Verdienst zu, das grosse Werk in seiner Kosmographie von 1544 zu einem Ende geführt zu haben.

Zunächst fasste er seine Aufgabe rein geographisch, gemäss dem speziellen von Rhenanus empfangenen Auftrage, die Rheinufer topographisch aufzunehmen. Im Jahre 1528 gab er als seine erste Veröffentlichung ein kleines Heftchen heraus: „Erklerung des newen Instruments der Sunnen, nach allen seinen Scheyben und Circkeln. Item eyn vermannung Sebastiani Münster an alle liebhaber der Kunstenn im hilff zu thun zu warer und rechter beschreybung Teütscher nation." Aber wie die ähnlichen Versuche Aventins und Rhenanus' gescheitert waren, — Grund genug dafür liegt ja in den politischen und religiösen Verhältnissen jener Jahre — so scheint auf Münsters bewegliche Bitte, die er an viele Gelehrte, Fürsten[4] und Magistrate deutscher Städte richtete, zunächst nichts erfolgt zu sein. Denn zwei Jahre darauf lieferte er selbst ein kleines Büchlein über Deutsch-

3. Zu vergleichen darüber: Max Lenz, „Geschichtsschreibung und Geschichtsaufassung im Elsass zur Zeit der Reformation." 1895. Speziell S. 24 etc.

4. Auch Schöner in seinem „opusculum geographicum" von 1533 wandte sich an die Fürsten mit seiner Bitte und Ermahnung zu speziellen Landesaufnahmen: doch war ja den Fürsten bei den kriegerischen Zeitläuften die allgemeine Unbekanntheit ihres Gebiets, seiner Strassen und Hilfsmittel meist nur angenehm, sodass sie nicht gern die Hand zur Aufklärung boten. Eine rühmliche Ausnahme bildet auch später noch Kurfürst August von Sachsen; zu vergleichen dazu: Ludwig Schmidt: „Kurf. Aug. v. Sachsen als Geograph." 1898.

land, das durchaus aus fremden Quellen, fast ausschliesslich aus alten Autoren geschöpft ist.[5] Es enthält zunächst eine Beschreibung der deutschen Lande, der Grenzen und Gebiete, wie sie aus Tacitus, Ptolemaeus etc. bekannt waren: die neuen Grenzen werden mit den alten verglichen. Dann folgt ein Abschnitt über die alten Völkerschaften Germaniens, ebenfalls auf Grund der alten Quellen, doch werden dabei auch solche genannt, die keinen Glauben verdienten: Berosus und Hunibald. Was Münster über die einzelnen Stämme zu sagen findet, ist fast ausschliesslich historisches Material, nur einmal gibt er der Volkskunde Raum: er spricht mit den selben Worten, wie Bohemus (S. 246) es getan, von den Kröpfen der Steirer. Um die Kürze seiner Darstellung zu erklären, weist er wiederholt[6] auf ein grosses Werk in deutscher Sprache hin, in dem er ausführlich eine geographisch-historische Beschreibung Deutschlands zu geben gedenkt: schon 1530 also stand der Plan seiner Kosmographie in seinen Anfängen bei ihm fest. Aber erst sechs Jahre später liess er von diesen seinen Arbeiten etwas Weiteres sehen: ein kleines Heftchen von 24 Blättern in Quart: „Mappa Europae“:[7] es zeigt, welche Wandlung die Auffassung Münsters von seinem Plan in den Zwischenjahren erfahren hat: das geographische Element ist hier — in der Art Strabos — herrschend geworden, die rein historischen Ausführungen sind fast ganz verschwunden, und an Stelle

---

5. Aber auch aus Apian (S. 8), Krantz (S. 12): „Germaniae atque aliarum regionum, qua ad imperium usque Constantinopolitanum protenduntur, descriptio per Seb. Muensterum ex Historicis atque Cosmographicis, pro tabula Nicolai Cusae intelligenda excerpta.“ Basil. 1530. 79 Seiten. Das Werkchen ist Peutinger wegen seiner Verdienste um die Geographie zugeeignet.

6. Z. B. S. 25, S. 23 („in vulgari libro descripsi“ und „de hoc iudicio fusius in vernaculo libro mentionem faciam“ steht nebeneinander). Auch S. 31.

7. Gedruckt in Frankfurt a. M. 1536.

der Tacitus und Ptolemaeus werden hier als Quellen Bilibaldus Bickheymerus, Apian und S. Franck genannt. Doch lässt sich die Herkunft seiner neuen Wissenschaft noch einfacher bestimmen, denn der grössere, beschreibende Teil (spez. Fol. 23b etc. und 42—101) ist wörtlich herübergenommen aus dem vor zwei Jahren erschienenen Weltbuch des Sebastian Franck (von Fol. 7 an). Freilich wurden dabei starke Kürzungen vorgenommen: manche Abschnitte fielen ganz aus, bei andern wurden die — unwissenschaftlichen — kritischen Bemerkungen, bei andern, z. B. „Franken", die ausgedehnteren volkskundlichen Teile weggelassen. Neu eingeschoben sind nur dürftige Beschreibungen einzelner Städte. Diese „Mappa Europae" war das Programm gleichsam der „Cosmographey", deren Quellgebiet hier schon — durch Rezeption aus dem „Weltbuch" — vollständig vorgezeichnet war; auch die Ausbreitung der Darstellung über den ganzen Erdball in dem grossen Werk wird wohl auf die Anregung durch das Franck'sche Buch zurückgehen, da in der Ankündigung von 1530 ja nur eine Beschreibung Deutschlands ins Auge gefasst wurde. Wegen seiner anregenden volkskundlichen Schilderungen[8] — es zeigte sich ja nun wohl allgemeines Interesse für diese Gegenstände im Lesepublikum — erlebte die Mappa Europae noch zwei Auflagen: 1537 und 1558 (zu Frankfurt a. M. und Basel); die entscheidenden Teile nahm Münster aus diesem Heftchen auch hinüber in seine Ausgabe der Geographie des Ptolemaeus, die er 1540 veranstaltete, und die ihrerseits fünf Auflagen erlebte.[9]

---

8. Darüber V. Hantzsch: „Sebastian Münsters Leben, Werk und wissenschaftliche Bedeutung." Leipzig. 1898. S. 37, auch S. 44—50. Hantzsch sowohl wie W. H. Riehl a. a. O. betonen die Abhängigkeit Münsters von Franck nicht scharf genug.

9. Diese selben Schilderungen des Seb. Franck — resp. Joh. Bohemus und Nauclerus — bilden auch den Abschnitt „Europa" in dem 1549 zu Frankfurt erschienenen „M. Elucidarius, von aller-

Wiederum vier Jahre später, als sein Wegweiser schon verschollen war, erschien dann endlich die grosse „Cosmographey". Als Frucht einer achtzehnjährigen Arbeit stellte sie laut der Vorrede sich dar. Strabo hat das Muster abgegegeben, neben den Älten haben viele Neuere als Quellén gedient: Michow, Sabellicus, Johannes Boemus, Vartomannus, Paulus Venetus, Vespuccius, Albertus Krantz, Nauclerus, Beatus Rhenanus, Egidius Schudus, Irenicus etc. — Francks Name fehlt. Dazu kommt dann noch der Stab der Mitarbeiter, die dem Werben Münsters Folge gegeben und ihm die Resultate ihrer persönlichen lokalen Einzelforschung übersandt haben: auf diesen Berichten, nebst den eigenen geographischen Mitteilungen Münsters beruht der Hauptwert der „Cosmographey". Wo solche Originalstudien fehlten, ist nichts als fleissige Kompilation aus den genannten bewährten Quellen. Um nur das grosse Werk zum Abschluss zu bringen, werden auch ungesehene Teile Deutschlands „beschrieben, wie sie von den Historienschreibern verzeichnet worden", aber: „ja zum offtern mal ausgelan was hessig und ongeschaffen darin gefunden": das heisst also unter Verzicht auf alle persönliche Kritik an den dargestellten Zuständen, wie sie das „Weltbuch" etwa geübt hatte.

Ohne Zweifel ist die „Cosmographey" gelehrter als jenes Buch. Inbezug auf die Entwicklung der Volkskunde aber bedeutet sie einen Rückschritt. Sebastian Franck, der für die „Mappa Europae" so viel gegeben hatte, wird, wie gesagt, gar nicht erwähnt, der Einfluss des „Weltbuchs" auf die „Cosmographey" ist nicht direkt erkennbar. Das von Böhm zuerst in Angriff genommene, von Franck dann weiter

hand geschöpffen Gottes, den Engeln, den Himmeln, gestirns (Planeten) und wie alle Creaturen geschaffen sein auf Erden. Auch wie die Erdt in drey Theil getheilt, und deren Länder, sampt der Völker darin, Eigenschaften und wunderbarlichen Thieren, aus Plinio Secundo, Solino und andern Weltbeschreibern, eine kurze lustige Anzeigung." 41 Blätter.

angebaute Gebiet der volkstümlichen Festgebräuche u. s. w. ist ganz aufgegeben, das volkskundliche Material überhaupt im Vergleich mit demjenigen des „Weltbuchs“ ausserordentlich gering. Was davon vorhanden ist, ist fast gänzlich auf Bohemus zurückzuführen.[10] So werden die Charakteristiken der vier deutschen Stände wörtlich herübergenommen, neu ist daran nur etwa der Zusatz, dass in Dänemark und England der Adel nicht die vielen Unterschiede hat, wie in Deutschland; alles weitere aber wird für überflüssig erklärt: „Es weiss fast jedermann, was und welche Kleider und Speis in Teütschland jetzt im Brauch seind, darumb nit von nöten ist, darvon zu schreiben.“[11] Nur Unbekannteres ist ihm der Aufnahme würdig. Wie Bohemus die allemannischen und bajuwarischen Volksrechte abgedruckt hatte, wie Beatus Rhenanus und nach ihm Franck (fol. 36b) alte fränkische Landrechte, so gibt hier auch Münster (fol. 198) Nachricht von „Landrechten, die im Keysertum seind gemacht worden“ nach einem ihm vom Baseler Bürgermeister Adelbert Meier verschafften handschriftlichen Kodex. So gibt er auch ausführlich die Satzungen des Kampfgerichts zu Schwäbisch-Hall für die Streitigkeiten rittermässiger Leute (fol. 393 ff.), dergleichen die Statuten des Turniers, wie sie in Sachsen üblich geworden sind (fol. 483). Aus Böhm — bezw. Enea Silvio — entlehnt ist wiederum die Schilderung des Vehmgerichts (fol. 490), des Trinkunwesens der Sachsen (fol. 476), der schwäbischen Handelsgesellschaften und Weberindustrie (fol. 398). Auf Irenicus, Celtes und Enea Silvio geht es zurück, wenn er die Geschicklichkeit, den Fleiss und die spitzige Vernunft der Nürnberger mit dem sandigen Boden ihrer Stadt

---

10. In den lateinischen Ausgaben der Kosmographie ist in den betreffenden Abschnitten der Originaltext aus Bohemus reproduziert. Darüber oben S. 62 Anm. 14.

11. Unter ähnlicher Begründung hatte Franck die Ausführungen des Bohemus über die Bauern verschmäht (Weltbuch, fol. 47). Zu vergl. auch S. 119.

in Zusammenhang bringt (fol. 448). Seine eigenen Zutaten aber — etwa Einzelheiten zu dem Wirtschaftsbetrieb der Alpenbewohner etc. — halten sich durchaus im Rahmen der von den Vorgängern eingeschlagenen Bahn. Die Altertumskunde: Aufbewahrung von allerhand Denkmälern der Vergangenheit, wie Ruinen etc., nimmt hier einen grösseren Raum ein, neben Heraldik, Genealogie und Geschichte.

Auch die spätere von Münster selbst besorgte Ausgabe der Kosmographie von 1550 ist im selben Rahmen gehalten. Nur ganz gelegentlich wird ein so merkwürdiger Brauch erzählt, wie die Aechtung der Bauern im Wallis, wo sie einen „Matz" vors Haus tragen, „ein seltsam Gewächs von Wurzeln der Bäume oder Reben, darauf ein wüstes Menschenantlitz (wie ein Fastnachtsbutz) geschnitzt" (fol. 393); oder es wird eine so alte Erzählung, wie die vom Einzug des neuen Würzburger Bischofs, weiter ausgesponnen und ein Bericht über die Feierlichkeiten beim Begräbnis desselben angefügt (fol. 803 f.). Die allgemeine Weltbeschreibung, die in Sebastian Francks Weltbuch ein Weg gewesen war zur Erreichung geistlicher Ziele, die der reformatorische Zeitgeist gesteckt hatte, war hier in Sebastian Münsters „Cosmographey" zurückgekehrt zur Bahn schlichter Naturwissenschaft von der Erde und ihren Völkern. Die Volkskunde im besonderen hatte die psychologische Bedeutung, die sie bei Franck gewonnen hatte, wieder verloren; ihre Gegenstände waren hier neben Nahrung von besonderer Eigenart die soziale Gliederung, Beschäftigung u. s. w.; sie war der Topographie und Wappenkunde als gleichgeordnetes Glied im Rahmen der reinstofflichen Enzyklopädie zur Seite getreten.

Indem aber nun diese „Cosmographey" ihrer Zeit und lange nachher als ein Ideal wissenschaftlicher Leistung galt, erhielt auch alles darin Aufgenommene die gleiche Bedeutung als Gegenstand der Wissenschaft: so wurde auch endgültig die Kunde vom besonderen Wesen des deutschen Volkes und seiner Stämme, wie es sich äussert in den For-

men des alltäglichen Lebens, dem System der Wissenschaften angegliedert: freilich noch nicht selbständig, und in der Beschränkung, die diese Volkskunde durch Münster erfahren hatte.

Eine Fortbildung über Münster hinaus im Sinne Francks sollte sie zunächst sehr lange nicht erhalten. In der zünftigen Gelehrsamkeit des nach den Stürmen der Reformation ausgehenden Humanismus war — mit steigender Schulmässigkeit der Bildung, mit der Häufung der Stoffmassen, die sich anschaulich zeigt am beständigen Wachsen des Umfangs der späteren Ausgaben der „Cosmographey" — kein Raum für eine, Bescheidenheit und Liebe erfordernde, Verfeinerung der Volkskunde. Bezeichnend für die dafür verantwortliche Gesinnung der Gelehrten ist ein Brief des freilich höchst mittelmässigen, aber doch ebenso angesehenen Kaspar Brusch aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an seinen Freund Mergel.[12] Bei Gelegenheit des Dankes für übersandte Bücher schreibt er: „Ich sehe, dass der gute Irenicus manches geschrieben hat, nicht wie er es selbst gesehen, sondern wie er es von andern Berichterstattern und sogar Lügnern gehört hatte. So wie wir auch zu unserer Zeit gesehen haben, dass Sebastian Franck ungeheure Geschichtswerke ohne alle Kritik, ohne alle Anschauung (sine et iudicio et experientia) zusammengestoppelt hat, den Philipp Melanchthon oft in öffentlicher Vorlesung zu Wittenberg „Franck, den Begründer der ungelehrten Historie" nannte. Wir müssen jedoch gegenüber Irenicus, einem gelehrten Menschen in jener Zeit, die noch roh und der Bildung unteilhaftig war, Milde walten lassen und den guten Willen verehren: Franck aber müssen wir tadeln, dass er als Ungelehrter einem so überaus gelehrten Zeitalter seine Unzulänglichkeiten (ineptias) aufzudrängen und anderen vorzuziehen kein Bedenken getragen hat."

---

12. Schelhorn, amoen. litt. I. 287 ff. Brusch war 1518 geboren.

An die Stelle der jugendlichen patriotischen Begeisterung, die einen Celtes und einen Irenicus bei ihren Arbeiten beseelt hatte, an Stelle des anspruchslosen Fleisses und der Pietät, des neben dem priesterlichen auch lebendigen bäurischen Standesgefühles Böhms, an Stelle der universal gestimmten Menschenliebe Francks war nun der sammelnde Eifer trockener Schulgelehrsamkeit, die Beschränktheit eines bildungsstolzen Epigonentums getreten; und dem war das Volk an sich in seinem alltäglichen Dasein nun kein der wissenschaftlichen Erforschung würdiges Objekt mehr.

Schluss.

Ebenso wenig wie Altertum und Mittelalter hat die Zeit des Humanismus und der Reformation von Agricola bis Münster in Deutschland eine Volkskunde hervorgebracht, die als gleichberechtigtes, selbständiges Glied im allgemeinen Systeme der Wissenschaften dauernd Platz gefunden hätte.

Zwar waren manche Tendenzen der Zeit wohl darnach angetan, neben der Geographie, Altertumskunde, Geschichte auch die Volkskunde als besonderes Forschungsgebiet auszubilden. Aber der deutsche Humanismus trug doch von vornherein zwei massgebende Beschränkungen an sich, die es nicht dazu kommen liessen. Das war zunächst ein vom Scholastizismus herübergenommener unbedingter Glaube an die Autoritäten des klassischen Altertums, der Bibel und der Kirchenväter, der nur ganz allmählich durch die Wucht der neuen Erkenntnisse ins Wanken geriet und erst spät einer bewussten Erweiterung des überkommenen Wissensgebietes Raum gab. Mit diesem Autoritätsglauben war ein aristokratischer Zug der humanistischen Bestrebungen verbunden; die Kultur, die der ursprüngliche Humanismus suchte, war eine wesentlich ästhetische. Die Italiener wollten ihren mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit geschmückten Ahnen gleichen; und die Deutschen bemühten sich, ihre barbarischen Vorfahren gegenüber den bevorzugten Nachbarn wenigstens in der gleich feinen Bildung der Kinder würdig zu repräsentieren: ihr Sinnen und Trachten wohnte auch im alten Rom, das Bürgerrecht in der neuen geistigen Republik erwarben sie allein durch den Besitz der lateinischen oder gar

griechischen Sprache, und sie waren dadurch erhöht über die noch barbarischen Volksgenossen. In den rohen Formen des Lebens dieser Ungebildeten konnten sie kein Objekt der Wissenschaft sehen.

Freilich trat im deutschen Humanismus das kosmopolitische Esoterikertum, wie es in Erasmus etwa verkörpert ist, weit zurück vor dem selbstbewussten Patriotismus, der um keinen Preis einem fremden Volke einen Vorzug zugestehen mochte: der Liebe war auch die Unkultur der Heimat werter als die wesensfremde Pracht des Südens. Wenn bei der Bewältigung des Bildungsstoffes die Beurteilungen und Beschreibungen Deutschlands in den alten Schriftstellern mit dem der Zeit vorliegenden Bilde verglichen wurden und es offenbar ward, dass eine grossartige Veränderung mit dem Vaterlande und seinem Volke vor sich gegangen sein musste, so ging das Trachten wohl darnach, durch Schilderung des gegenwärtigen glänzenden Zustandes das veraltete, beschämende Bild aus der Literatur und den Köpfen der Menschen — so weit sie gebildet waren, das heisst also im Kampfe mit den antiken Autoritäten — zu verdrängen. Und auf diesem Boden — Liebe und Stolz — hätte sich nun, ausgehend von der Kritik und Polemik, scheinbar leicht eine freie geordnete deutsche Volkskunde entwickeln können, wie es mit der Landeskunde geschehen ist.

Allein dem trat die zweite wesentliche Beschränkung des deutschen Humanismus entgegen: das Vorherrschen ethischer Tendenzen. Zuerst galt es die im Süden erworbene geistige Kultur in die Heimat zu verpflanzen, das Rüstzeug zu erwerben für eine echte Auslegung der heiligen Schriften, dem Leben der Volksgenossen durch Erziehung die nun schmerzlichst vermisste internationale Zivilisation zu geben. Daneben war nicht Raum noch Zeit für eine sorgsame Betrachtung der Bauernstuben.

Und dann, als wirklich immer weitere Kreise des Volkes in den Lichtkreis des neuen Kulturlebens getreten waren,

da fanden sie Wichtigeres zu denken, zu begehren, als Eloquenz und literarische Unsterblichkeit; da galt es ihnen, die werteste Frucht aller Mühen zu pflücken: die geistliche Fremdherrschaft abzuschütteln und die nationale Kirche zu gründen.

Sowohl die pädagogische Tendenz als die religiöse wurde dem Gedeihen einer wissenschaftlichen Volkskunde hinderlich. Wohl stellte der enzyklopädische Sammeleifer und der Patriotismus — in dem Buche des Johannes Bohemus — neben die Kunde von den fremden Völkern auch die Kunde des eigenen Volkes. Aber der schwärmende Eifer zog — im Weltbuch Sebastian Francks — diesen neuen Stoff in den Krieg der Gedanken hinein und bereitete ihm dadurch (zu einem wesentlichen Teile) das eigene Schicksal. Und auch ohne dies war die Entwicklung, die der deutsche Humanismus, der Träger der Gelehrsamkeit, allmählich nahm, nicht günstig für die Weiterbildung der Volkskunde. Die expansive Kraft, die zu Beginn nach allen Richtungen des Horizontes hin so ungeheure Eroberungen gemacht hatte, ging zu Ende. Das Erworbene musste erst schulmässig verarbeitet werden: da wurde fallen gelassen, dessen Bedeutung schulmeisterliche Engherzigkeit nicht verstehen konnte, und in die Kosmographie des Sebastian Münster fand nur ein kleiner Bruchteil der neuen Kunde Aufnahme.

Von dauernder Bedeutung für die Geschichte der Volkskunde ist der deutsche Humanismus immerhin dadurch, dass nun zum ersten Male sich Gelehrte mit den Gesamtzuständen ihres eigenen Volkes beschäftigten und auch die alltäglichen Lebensäusserungen des gemeinen Mannes der wissenschaftlichen Betrachtung und Aufzeichnung für wert hielten. —

Am Schlusse der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ überschaut Ranke die Arbeit des deutschen Geistes in dieser Epoche und bemerkt: „Wir nehmen nicht ein Bestreben wahr, das aus dem Schosse der Nationalität

ohne fremde Einwirkung hervorgegangen wäre; der deutsche Geist sucht vielmehr den Boden der schon vor Zeiten gegründeten Wissenschaft nun auch seinerseits vollständig zu gewinnen und an der Arbeit der Jahrhunderte tätigen Anteil zu nehmen." Auch der eben getane Blick über einen schmalen Ausschnitt der unerschöpflichen Lebensfülle jener Zeit ergibt im wesentlichen eine Bestätigung dieses Urteils: wohl betrat der deutsche Humanismus in der nationalen Volkskunde aus innersten Antrieben ein neues Land, aber doch nur an der Hand des Cornelius Tacitus und Enea Silvio.



REPERTORIVM·LIBRORVM·TRIVM·IOANNIS·BOEMI·DE·OMNIVM·GENTIVM·RITIBVS.

Item index rerum scitu dignorum in eosdem.

Cum priuilegio Papali ac Imperiali

M·D·XX.

Anhang I.

Verzeichnis der Ausgaben der „omnium gentium mores" des Johannes Bohemus.

1520. Augsburg, bei Sigismund Grimm und Max Wirsung. Fol. (In der Berliner Königlichen Bibliothek).

1535. Lyon, bei Seb. Gryphius. 8⁰. (In der Berl. Bibl.).

1536. Freiburg i./B., bei Joh. Faber Emmeus. 8⁰. (Nach Gengler: „Aen. Silv. als Rechtshistoriker" und Brunet „Manuel du libr.").

1536. Lugduni, bei Francisc. Justi. 8⁰. (Nach Panzers Annalen).

1536. Paris, bei Ambr. Giranet. 8⁰. (Nach Panzers Ann.).

1538. Paris, bei Galliot du pré. 8⁰. (Nach Brunet).

1538. Antwerpen, bei Joh. Steelesius. 8⁰. (Nach Brunet).

1538. Strassburg (Nach Paulitschke „Die Afrikaliteratur in der Zeit von 1500 bis 1750 p. Chr." Wien 1882.)

[1538. (cum libro ex Jac. Zieglero de reg. septentrion.) (Nach Jöcher, Allgem. Gelehrten-Lexikon)].

1539. Paris, bei Galliot du pré. 8⁰. (Nach Brunet).

1540. Freiburg i./Br. bei Joa. Faber Emmeus. 8⁰. (Nach Gessner). (In der Berl. Bibl.).

1540. Anvers, bei Antoine de Goys. 8⁰. (Nach Brunet).

1541. Lyon, bei Seb. Gryphius. 8⁰. (Nach Gessner). (Dies die zitierte Ausgabe).

1541. Freiburg (Nach Paulitschke).

1542. Paris, bei Arnoul L'Angelier. 8⁰. (Nach Brunet).

1542. Venedig, 8⁰. (Katalog des Britischen Museums).
1543. Venedig, bei Lucio Fauno. 8⁰. (In der Berl. Bibl.).
1545. Tigurinum, (Nach Schelhorn, Am. litt. II, S. 497).
1547. Paris (?), 16⁰. (Brit. Mus.).
1549. Venedig, (Nach Jöcher).
1552. Lyon, bei J. de Tournes. 16⁰. (Nach Brunet).
1555. London, (Brit. Mus.).
1556. Lyon, 12⁰. (Nach Gengler).
1556. Anvers, bei Mart. Nucio, durch Francisco Tamera. 8⁰. (Nach Brunet).
1558. Venedig, 8⁰. (Nach Gengler).
1560. Venedig, bei Lorenzini. 8⁰. (Brit. Mus.).
1561. Lyon, 12⁰. (Nach Gengler).
1564. Venedig, 8⁰. (Nach Brunet).
1566. Venedig, 8⁰. (Nach Brunet).
1570. Lyon (?), bei Franziscus Perinus. 12⁰. (Nach Schelhorn).
1570. Freiburg (Nach Paulitschke).
1571. Antwerpen. (Nach Veesenmeyer, Progr. 1806).
1576. Lyon, bei Barth. Vincentium. 8⁰. (In der Berl. Bibl.).
1585. Venedig (Nach Paulitschke)
1591. Lyon, bei Joh. Tornaesium. 12⁰. (In der Berl. Bibl.).
1591. Genf, 16⁰. (J. B. Mencken Catalogue).
1592. Antwerpen, 8⁰. (Nach Gengler).
1596. Papiae, bei Henr. Farnesius. 8⁰. (Gengler).
1604. Lyon, bei Joh. Tornaesius. 12⁰. (In der Berl. Bibl.).
1609. London. (Nach Paulitschke).
1620. Genevae, 12⁰. (Brit. Mus.).
1620. Lugduni. (Nach Paulitschke)
1620. Augsburg. „ „

Anhang II.

Einige bisher nicht gedruckte Stücke aus dem Briefkodex Wolfgang Richards (in der Hamburger Stadtbibliothek).

1.

Fol. 51a.

Wolfgango Rychardo physico vigilantissimo et strenuissimo Bohemus.

Trita sequar patrum fidei monumenta priorum:
Et mihi Lutherus scismatis autor erit.
Eccius at fortis fidei defensor avitae:
Donec sub rigido iudice pugna manet.
In quancunque cadet sententia tradita partem
Aequior: huic plausus stet faveatque meus.
Num me livor edax et inanis rixa duorum
Insessa fidei sternet ab arce sacrae?
Pontificis num Romani mandata rescindam,
Illius et luxum damnem et av :iciam?
Quae dementia, vicinas non cernere flammas,
Longinquas tantis prodere crebro :onis?
Ad dextram videas, videas pariterque sinistram:
Efficit officium proh modo nemo suum.
Id cupimus quodcumque placet per fasque nefasque:
Sexus uterque vides peccat uterque status.
Quo reges satrapae ve modo, vel quisque profanus
Vivunt? delyrant rex populuul sue

Larga sacerdotum si te sic ocia turbant:
    Ocia cur sequeris dum mea scripta legis?
Cur non interea terram ipse ligone fatigas,
    Et victum rigido cumque labore paras?
Te labor ecce decet: sed contemplatio Christi
    Presbyteros: sacros vita quieta viros.
Non nova res est: sed prisco de more recepta:
    Hoc qui presbyteros donat honore suos.
Quid nutrire nequit Germania dives alumnos
    Quos statuit summo sacrificare deo?
Proh pudor: o patribus proles indigna vetustis
    Negatura suis mox pia thura deis.
Si quereris Latium damnatum fraude doloque
    Iam penitus loculos evacuasse tuos.

2.

Fol. 217.

Magnae eruditionis viro domino Wolfgango Rychardo medicinae doctori doctissimo domino suo et amicorum amicissimo Nicolaus Schmierer phorcensis Curiae iudicii Badensis actuarius. *(1521. September 18. aus Baden.)*

S. et omne bonum doctissime et humanissime vir. En dominum / Bohemum nostrum foris et in cute examussim expurgatum / splendidum profecto hominem: et qui tibi antea nemo formosior visus: exutus est in thermis nostris Badensibus caperatam frontem nactus vultum quodammodo adulescentis. Quid ergo aquae nostrae non possunt? Non dubito quin hominem primo intuitu minime cognosces. Fabulantur poetae plerasque Promethei transformationes: sed nihil Bohemi nostri subita transformatione et mirabilius et iucundius. A vertice enim ad pedes usque / nulla in eo amplius labecula. Expolita est et crumenula sua expolitissime: nihil ponderis / nihil gravitatis in ea: libera iam et vacua

cantabit coram latrone securissima: Tanta vis aquae nostrae. Tu cura mi Maecenas noster, ut Bohemus tuus immo meus diu sanus sano vivat in corpore: sis que tu semper foelix et fortunatus: viveque longos et optimos annos. Ego enim bene et optime vitam ago, deo opt. max. connivente. Ex Baden. decima octava die mensis Septembris anno 1521.

3.

Fol. 217b.

Wolfgango Rychardo med. doct. amicorum primario Nicolaus Schmirner phorcensis iudicii curiae Badensi asecretis [?]
(1522. November 1. aus Baden.)

. . . Quod Bohemus noster in Capenburgam (. solitudinem quam tu vocas .) proscriptus sit, doleo. Nam homo est / ut scis / humanus: quo cum multi multa humaniter egerunt. Scriprit mihi iam dudum ex Capenburga / quo in statu res suae sint: gaudeo eum esse incolumem et sanum: quaerit sibi solatia per nemora et virentia prata: neque est eo loci adeo regula (. ut dicitur .) suae alligatus / quemadmodum Ulmae fuerat. Scripri sibi quantum et negocia sinebant: tu cura / si tibi tabelio oblatus fuerit / hasce meas ad eum transmittas literas. . . . ex Baden. Cal. Novembris 1522.

4.

Fol. 219.

Celebri ac docto viro Rychardo Vulcano Ulmensium medico amico sibi longe charissimo Joannes Bohemus. S. D.
(Juli 8. aus Kapfenburg).

Quum mi Mecenas humanissimas literas tuas accepissem dubius diutius atque admirans steti: cuius nam

ipsae essent: Philomusi me Hercules putabam: adeo inusitata literarum tuarum liniamenta me fallebant. Omnino imitaris hominem scribendo: quamvis scripta tua tanto me delectant magis scriptis huius: quanto tu a morosis huius futiiis ac invidi hominis moribus es alienus. Nihil me deus iuvet (. ut orationem repetam.) scriptis tuis acceptius: nihilque iucundius: rescriberemque saepius: faceremque ut tibi desiderium hoc nostri saltem literis satiarem: nisi tam malivola tamque avara tabellariorum esset in suscipiendis schedis voluntas. operam tamen diligentem navabo: ut opportunitatem omittam nullam: quin immo et hoc temporis mihi suffurabor quam lubentissime: quod bono atque optimo amico tribuam: nihilque facinore hoc pulchrius ac magis decorum existimabo. Velim si Brassicano homini rescripseris / ubi loci nunc cohabitem certificaris. Egit iam apud nos quidam diebus aliquot non infimae eruditionis vir ut puta in solo patrio Lauchensis / qui se Ioannem Seccerium scribit, apud Anshelmum olim Tubingae / postea Hagnoiae literas aeneas composuit Hic primum me non novit: secundumque communem sordem fratrum nostrorum iudicavit pro conditione sua me sprevit: Excepi hominem multa comitate nec etiam minori humanitate: nihil effeci: abiit Wittenbergam ad complices suos Lutheranos / quibus animam et corpus suum devovit omne. Lutherus apud nos omnino male audit / nihil detestabilius homine. Ceterum mi doctor Vulcane gratissime vitam tuam sic institue: ut homini adhaereas quantum vitae tuae optime consuluisse cognosces: ecclesiae praelatis obediendum. Vale amor meus. Ex Cappfenburgo. Datae sacro die Kiliani ad multum noctis.

5.

Fol 220.

Humano et docto viro domino Wolfgango Rychardo amico singulariter dilecto Ioannes Bohemus. S. D. *(Aus Ulm.)*

Nuper dulcissime doctor / quidam de superioribus nostris / ac commendatorem novitium domui et nobis praefecere: a quibus et ego appellatus auditusque: voluere ut in Italiam cum commendatore Venetiano transmigrarem: affensi eis: verum cum forsan maturius de re illa consuluissent, raucissona vox mea causam dedit quo captum consilium progressum sortitum sit nullum. Commisere me novitio domino meo: ut operam omnem adhibeat: doctores medicos inquirat / an ullis remediis mihi subveniri et auxiliari possit. Quare ne tantam opportunitatem et occasionem mihi oblatam e manibus decidere sinam. Hodie ventilavi causam: rogavique dominum / ut comissione accepta me curare faciat: quaesivit qua id via putarem fieri. Ego quod iam totus prurio et scabie vexor ob balneationes quas annis precedentibus frequentavi: hocque anno praetermisi / ut me in thermas Helvetianas Pfefers mittat rogavi. Respondit se tuis consiliis usurum. Quare praestantissime doctor consilium prebe quod de re mea erit. Bis aut saepius ungentis Mercurio commixtis illinitus / tantum modo per naturales illas calidarum aquarum scaturigines curari me posse spero: vocales que arterias et fibras per frigidas capitis distillationes contractas aut dissolutas restitutas iri: diutiusque attentassem nisi mihi semper necessariae impedimento fuissent. Veniet forsan ad te ipse commendator: aut dominus Petrus: persuade diligenter. Purgandus forsan prius ero, quod per te fiet. Habes hiscum literas quas hodie ex Lipsia accepi: in quibus pauca de Luthero scribuntur: perlege atque remitte. Si quid novi habeas:

mihi quoque interim communicato. Vale decus et amor meus, et me tibi in commissa causa commissum habe.

6.

Fol. 247.

Bohemo suo bene agere optat (Rychardus).

Nec mundi ritus: nec consuetudo vetusta
Illicitis possunt esse medela malis.
Nec terrenus ager coelestes reddit aristas:
Qui sulcat terras terrea dona metet.
Tempora sunt mundi modius: ritusque parentum
Ex terrae medio gurgite saepe fluunt.
Quare igitur sequeris patrum monumenta priorum
Si mala fecerunt, cur mala gesta probas?
Sunt homines quicunque patres vixere per orbem:
Nec phlegethontaea labe carere queunt.
Et si multa simul superis suffragia grata,
Ediderant: soli sunt ea nota Iovi.
Imputat humanis cladem, vel praemia fatis
Dextera sola dei quae pia corda sciat.
Divino stygios hostes propellere sceptro
Atque prophetarum fungier officio
Et miseros imo manes revocare sepulchro
Haec miracla hominum sunt dubiosa mihi.
Pectoris alma fides oculis non cernula nostris
Sola potest sanctos mittere ad astra viros.
Imprudens ausus mortali fidere feci.
Solus enim Christus dux. via. vita. salus.
Hic nobis certum fidei praetendere scopum
Creditur: humanae fallere res poterunt.
Res humana quidem longos praescripta per annos
Et vigidae vitae longa sequela patrum.
Nil facit ad fidei summam: praecordia lustrat
Iuppiter: et mentem: non bene gesta videt.

Nostra fides hominum nihil est vicina fritillo:
  Perplexus mundi nil ligat ordo polos.
Desine quapropter mores tempusque referre:
  Nil via trita iuvat, tempora longa quoque
Quin potius trito peiores tramite currunt:
  Ad superos vergens est via stricta magis.
Tempora si iactas: Christum paulumque priores
  Esse reor: Thomas est novus atque Scotus.
Iudicium expectas: ad Graecas forte Calendas
  Nascetur soboles ex elephante pius.
Sed fidei Minos nullam tardandus in horam:
  Per lucem ferias quis patietur iners.
Et glacies veniet post vitam et noxius imber
  Nullaqua post mortem commode messis habet.
Tempus adest: calamos / et Apollinis arma capessas
  Thesauros Phoebi pande Boheme tui.
Et tibi largitum divina sorte talentum
  Ad summi laudes ocyus adde Iovis.
Si te non rumor / si te non fabula vulgi
  Persuadere solent quo pia scripta legas
Te tamen admoneat quod contio Pallados omnis
  Lutheroque favet delphica tota cohors.
Pellege Lutherum: si quis removendus aborsus
  Inciderit: iusta tolle bilance strophas.
Et doctus doctos inter subscribe poetas:
  Lutherum macula parce notare nigra.
Mille pati possim media de plebe creatos
  Luthero dantes crimina falsa viros.
Tu tamen eximios inter numerandus amicus
  Aonioque mihi semper amore sacer.
Duriter Herculeo pungis mea pectora conto
  Meque gygantea mole Boheme quatis.
Calculus atque tuus studia in contraria versus;
  Sensibus evacuat pondera magna meis.

Tu dubiam reddis multam mihi crede catervam:
  Quae bene fisa tuis viribus haeret adhuc.
Nam plebeia tibi sunt non male nota cerebra:
  Passibus insistit plebs furibunda ducis.
Tu caput es patriae: tu vera lucerna Suevis:
  Quo duce Phoebus adest: quo duce Musa viget.
Si videant homines te scripta probare Lutheri:
  Ceptis accedet frugibus ampla fides.
Vive, vale melius Lutheri dogmata librans:
  Quae sapiunt verum cum pietate deum.

7.

Fol. 254.

In compendiariam brevitatem minoris psalterii a divo Hieronymo excerptum: et iam latina Musa a Bohemo per dysticha redditum, sapphicum Vulcani Rychardi ad lectorem.

Qui vides longos recitare psalmos
Pauculis vatem foliis Bohemum
Ne pedem lector retrahas monemus
  Copia restat.

Saepe sub rebus laticat pusillis
Grandior virtus: spaciosa marcet
Corporis moles: nemorum catervas
  Silia vincunt.

Gemma praeruptos scopulos minuta
Vincit: et fontis potius liquorem
Quam maris magni bibimus lacunas
  Nitra scatentis.

Calculo quare Clavio probemus
Omne vel punctum tribuamus illi
Parvulos magnis pedibus cothurnos
  Jungere qui scit.

Quis neget vati meritum triumphum
Qui sciat vastas pelagi procellas
In brevem sensu bene concinente
Claudere concham.

Herculis clavam rapuisse parvum est
Pondus Atlantis facile esse dicam
Integrum ex magno minimum facit qui
Baccane dignus.

8.

Fol. 261b.

Praestantissimo artium et medicinae doctori domino Wolfgango Rychardo amico suo longe omnium charissimo Ioannes Bohemus. S. D.

[1522] (Oktober 31. aus Kapfenburg).

Mendacem hominem nonque amicum me tibi colendissime et praestantissime domine doctor suspicari et dicere posses merito: si tibi ut pollicitus sum statum et conditionem hanc meam nuper acceptam non significarem. Scias igitur me feliciter adhuc (. deo sit habita gratia.) Capfenburgae agere. Placeret mihi ultra modum adhuc locus, placeret et status (. ut loquar ita .) si solum modo coelum a pestilente spiritu defecatum purumque esset: quod unum me multum frangit. Scis quam homo sim permisculi cordis, quam facile ad omnem metum expalleam et totus frangar. Alias conquererer nihil. Liber sum: quo libet vado. Laute largeque vescimur: sed nemo circum circa nos est, qui bonas Musas, politiores videlicet literas sectetur aut colat: Quare Musis etiam ipsis orbatus videor. Nihil magis iam tibi significare habeo: quam quod maxime te rogatum velim: ut mihi quoque nonnumquam scribas quicquid novi habueris. Hic nihil audio

quam luporum canumque venaticorum crebras ululatus: foelicissime semper vale: Joannis tui Bohemi memor. Si tractatulum illum meum Bohemicum repereris etiam transmitte mi columbinum suavium mi deliciae meae: ex arce Capffenburg in vigilia omnium sanctorum. Salvere iubeas meo nomine affinem vestrum bonum meum amicum Ioannem Hubler apotecarium mille milies. Donasti me nuper preciosis donis: aegre ferebam equidem, non enim quicquam a te sperabam: sed gratias multimodas ago: deus tibi maiora reddat refundatque.

9.

Fol. 277b.

Praestanti viro domino Rychardo medicinarum doctori apud Ulmenses integerrimo amico charissimo Ioannes Bohemus. S. D [1525] (Februar 12. aus Kapfenburg)

Facinus frequentes literae quibus me dulcissime Rycharde unis super alias affaris: nullamque omnino scribendi occasionem praetermittis, ut vicissim et ipse sollicitus animadvertam ne ulla mihi elabatur commoda rescribendi hora. Lubens et paratus tibi semper respondebo. Ternas abs te nuper uno nuntio accepi literas: quibus quicquid ex te diu rescire cupiveram omne affatim instruxisti. Laudo igitur diligentiam tuam plus quam diligentem: paratus lubentissime respondere: accingebamque ob id me diebus superioribus ad provinciam: semique iam exaraveram literas quas appellato prius tabellario ad te demitterem/ subito affertur eum abiisse / stomachabundus et papyrum et calamum abieci, alium praestolaturus / commode Antonius meus venit: qui cum animum totum meum tibi adaperirem: si haberem modo quae te digna essent. Miror equidem quam maxime Carolstadium adeo non

ab aliis suae farinae doctoribus, sed a tota eruditorum schola dissentire. Ego ut ipsi subscribam nunquam introducar. Pie credam Jesum Christum et hunc pro peccatis nostris crucifixum, seseque nobis sub pane atque vino mystico ceu symbolo recolendum manducandumque praebuisse. Admonet Paulus ne plus quam oportet sapiamus. Nam si deus et homo ut Anastasius scribit, unus est Christus, et resurrectionem ipse suam tanti a nobis aestimandam voluit, doceri a te velim: quare caro eius prosit nihil: stupidus Hercules in admiranda hac doctorum dissensione sedeo: afferuntur utrimque multa. Est absque dubio daemon callidus et ingeniosus: qui Germaniam hanc nostram florentem in praeceps sic agere conatur: deus prohibeat avertatque omne malum. Sunt enim ut audio ubique iam plebeiorum tumultuationes rixae et dissensiosan maximae: quid sequuturum aliud censes quam caedes hominum cruentissimas. Ego ut cum domo tota tuperbelle valeas semper opt. max. rogo.
Ex Capfenburgo duodecima februarii.

Namenregister.

(n — nota — hinter den Seitenzahlen bedeutet, dass der Name in den Anmerkungen der betreffenden Seite zu finden ist. Die Namen des I. Anhanges sind hier nicht angeführt.)









The Ohio State University
3 2435 06712905 6